

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-361837](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-361837)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Wohin man mit Sparsamkeit gelangen kann.

„Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke,“ sagt die heilige Schrift, und dagegen darf Niemand etwas einwenden, denn Gottes Wort ist wahres Wort. Darum ist auch der Geiz, die Wurzel alles Uebels, mit Recht unter den Menschen als ein großes Laster verrufen, aber Sparsamkeit ist wohl vom Geize zu unterscheiden. Geiz ist ein Laster, Sparsamkeit hingegen eine Tugend. Wer's richtig versteht, der wird's leicht begreifen.

Zum Belege der Wahrheit des soeben gelesenen Satzes, will der Bote nun eine Erzählung zum Besten geben, die er in einem lehrreichen Buche gefunden; freilich aber muß vorausgesetzt werden, daß, wenn die Sparsamkeit recht gedeihen soll, auch Gottes Hülfe und Gottes Segen nicht fehlen dürfen: An Gottes Segen, ist Alles gelegen.

Vor mehreren Jahren blühte in einer Stadt Deutschlands eine große, sehr ergiebige sogenannte Materialien-Handlung, was man zu Strassburg einen Materialisten-Laden nennt. An der Spitze dieses Handlungshauses stand Herr Emmerich, der früher ein armer Junge gewesen. Dieser soll uns jetzt seine Lebensgeschichte selbst erzählen, wie er's einmal that im Kreise vertrauter Freunde, von denen einer die Erzählung aufgeschrieben hat als ermunterndes Beispiel.

„Ich wurde frühe eine vaterlose Waise,“ also begann Herr Emmerich seine Geschichte, „und meine gute Mutter befand sich in nicht geringer Verlegenheit; denn wovon sollte sie mich und meine Schwester kleiden und ernähren, da sie auch nicht das geringste Vermögen besaß. Mit dem Vater war auch der Ernährer gestorben. Doch die Mutter suchte nicht Trost bei andern Leuten, sondern bei Dem, der ein Vater ist der Wittwen und Waisen, bei dem ewigen Meister aller Welten. Da die Mutter im Nähen und Stricken gut bewandert und erfahren war, so suchte sie sich dadurch einiges Geld zu verdienen, allein solches reichte nicht aus zu unsern Bedürfnissen, obgleich sie ganz gering und bescheiden waren. Wir sahen deshalb oft unsre gute Mutter in ihrem Kummer weinen, und suchten sie, so gut es eben gehen wollte, zu trösten. Endlich gab mir der liebe Gott den Gedanken ein, daß wir Kinder auch schon etwas verdienen

könnten. Wir kannten ja Flieder, Kamillen, die Schlehenblüthe, und wußten, daß diese Blumen und Pflanzen in den Apotheken gebraucht werden. Unser Entschluß wurde sogleich ausgeführt; wir sammelten fleißig, wie die Bienen, und als ich das erste Geld für einen Korb voll Fliederblüthen nach Hause brachte, fühlte ich mich glücklicher, als das Kind der reichsten Eltern. Der Apotheker war ein überaus menschenfreundlicher Mann, erfundigte sich nach meiner Familie, und als er hörte, daß wir keinen Vater mehr hatten, war er noch weit gütiger und wohlwollender.

„Lieber Kleiner, sagte er eines Tages, es gibt auch noch andere Kräuter, deren wir bedürftig sind; da du aber solche nicht kennst, so will ich sie dir zeigen. Bitte deine gute Mutter, daß sie dir erlaube mich morgen zu begleiten.“

„Freudig lief ich heim, und die Mutter gab gerne die Erlaubniß. Von nun an begleitete ich häufig den braven Apotheker auf seinen Spaziergängen, und er lehrte mich nach und nach die nützlichen Kräuter und Gewächse kennen, so daß sich jetzt ein reiches Erntefeld vor mir eröffnete. Ich erhielt den Namen „der kleine Kräutersammler.“ Meine Schwester half der Mutter bei ihren Arbeiten, und ich ging meinem Geschäfte nach. Der liebe Gott gab Seinen Segen dazu, und wir kamen glücklich durch.

„Nun aber, liebe Freunde, werdet ihr mich fragen, was ich zur Winterzeit gemacht, wo doch keine Kräuter zu suchen und zu sammeln waren? Auch dafür sorgte der wohlthätige Apotheker. Durch seine Vermittelung unterrichtete mich ein Buchbinder, und zeigte mir, wie man die Schächtelchen aus Pappendeckel macht. Mein Wohlthäter lieferte mir das Nöthige dazu, und hundertsweis kamen die Schächtelchen zum Vorschein und wurden mir vom Apotheker freigebig bezahlt.

„So wuchs ich heran zum kräftigen Knaben, der jetzt darauf denken mußte, ein nützliches Gewerbe zu erlernen. Der Apotheker hatte einen Freund, der eine Materialien-Handlung besaß, und weil ich oft den Wunsch geäußert, in solch ein Geschäft einzutreten, so erlangte mein Wohlthäter, daß sein Freund mich zu sich in die Lehre nahm.

„Um diese Zeit verlor ich leider meine gute Mutter. Meine Schwester war zum Glück so

weit herangewachsen, daß sie bei einer braven Herrschaft in Dienst treten konnte. All mein Sorgen und Streben ging nun dahin, meinem Lehrherrn Freude zu machen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit mein Gewerbe gründlich zu erlernen. Als die Lehrzeit vorüber war, blieb ich noch zwei Jahre bei meinem Herrn und erhielt einen reichlichen Lohn, von dem ich etwas bei Seite legen konnte; denn niemals bin ich den Lustbarkeiten hold gewesen und nie den kostspieligen Vergnügungen der leichtsinnigen Jugend nachgelaufen. Nun aber mußte ich, auf den Rath meiner Freunde, hinaus in die Welt, in die weite Welt, mußte reisen, und diente etliche Jahre in einer sehr großartigen Handlung zu Wien. Da erhielt ich ganz unverhofft einen Brief von meinem lieben Lehrherrn, der mich inständig bat, alsogleich zu ihm zu kommen, weil er meiner sehr bedürftig wäre. Ohne Säumen entsprach ich dem unerwarteten Wunsche, fand leider aber den edeln Mann in einem Zustande, der mich tief betrübtete: ein Schlaganfall hatte ihm die ganze linke Seite gelähmt! In seinem Geschäfte bedurfte er jugendlicher Unterstützung, da er selbst keine Söhne, sondern bloß eine einzige Tochter hatte.

„Ich übernahm die Leitung des ganzen Magazins. Weil meine Ersparnisse nach und nach herangewachsen waren, so sagte mein Lehrherr eines Tages zu mir: „Du kannst dein Geld noch besser und vortheilhafter anlegen, als in der Sparkasse; ich will dich als Theilhaber in meinem Geschäft annehmen, und es dir überlassen, ob du dasselbe noch erweitern willst.“ So wurde ich von einem Diener auf einmal Theilnehmer einer einträglichen Handlung. Doch mein Glück sollte noch größer werden. Bald durfte ich meinen Lehrherrn als zweiten Vater umarmen, denn er gab mir seine gute, liebe Tochter zur Gattin, und stille, häusliche Freuden wurden mir bisher immer reichlich zu Theil!

„Sehet ihr, liebe Freunde, auf diese Art hat der gütige Gott mich weise und liebevoll geführt und mein Schaffen und Wirken gnädig gesegnet. Thue das Deine, und Gott thut das Seine. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sind die wahren Quellen eines sichern Wohlstandes, und darf man sich dabei des Segens Gottes erfreuen, so werden aus Pfennigen nach und nach Thaler.“

Sieg der Kindesliebe.

(Freundesgabe, mit einer Abbildung.)

„Immer fleißig, Herzenweibchen, immer

beschäftigt! Aber was in aller Welt zerschneidest du denn da? Ist's nicht dein Hochzeitkleid?“ Also fragte Wilhelm, ein wacker Arbeiter, den eben die Feierabendstunde nach Hause gerufen hatte. Frau Bertha, der diese Fragen galten, schaute ihn lächelnd an und sagte: „Ei freilich ist's mein Hochzeitkleid; ich bringe dem Liebsten das Liebste und Beste zum Opfer. Wirst du mich deswegen tadeln, lieber Wilhelm?“ „Ich verstehe nicht wo du hinaus willst, sagte Wilhelm, und warum du dein schönes, kostbares Brautkleid zerschneidest.“

„Sollst's gleich erfahren,“ vertröstete Bertha, doch weiß ich etwas anderes, das mehr Eile hat. Da, zieh' deine schweren Schuhe aus und schlüpe in die Pantoffeln; ich will unterdessen das Nachtsessen auftragen, und dann soll deine Neugierde befriedigt werden, die dir am Ende gar den Appetit raubt. Nun, ich hoffe, du wirst mit mir zufrieden sein.“ Mit diesen Worten legte sie ihre Arbeit zusammen, ging hinaus in die Küche und bald dampfte die kräftige Suppe auf dem bescheidenen Tische.

„Wo ist denn unser Hännchen?“ fragte Wilhelm.

„Drüben bei ihrer Schulkameradin, berichtete Bertha, die Nachbarin hat mich, ihr unser Töchterlein auch beim Nachtsessen zu lassen.“

Ziemlich ungeduldig hartte Wilhelm der versprochenen Erklärung, und das Essen wollte ihm nicht recht munden. Dieß merkte Frau Bertha wohl, und sagte drum lächelnd: „Ich sehe schon, ich muß dir den Stein rasch vom Herzen nehmen, damit die Eglust kommt. Mein Hochzeitkleid ist allerdings schön und kostbar, paßt aber vielleicht nicht ganz zu unser jetzigen Lage und zu meinem übrigen Anzug. Eine arme Handwerkersfrau würde sich nur lächerlich machen, wenn sie sich darin spreizen wollte. Zudem braucht Hännchen gegenwärtig allerlei, und Niemand wird mir's verargen, wenn ich ihr aus meinem Brautkleid einen vollständigen Anzug verfertige, nebst warmer Kopfbedeckung, die höchst nothwendig ist im strengen Winter.“

So ganz zufrieden schien Wilhelm eben nicht mit dieser Erklärung, doch drückte er seinem lieben, häuslichen Weibchen die fleißige Hand und sprach nach erstem Sinnen und mit einem tiefen Seufzer: „Wer hätte es gedacht, als ich noch Werkmeister war in der großen Fabrik und um dich freite, daß wir einmal in so dürftige Umstände kommen würden, die dich nöthigen auf dein Hochzeitkleid zu verzichten, um unserm Töchterlein einen Anzug daraus zu verfertigen.“

„Gott sei Dank, so arm sind wir doch nicht, mein Lieber, entgegnete Bertha, du hast ja, nach deiner langen Krankheit und dem Untergang der Fabrik, wieder Arbeit gefunden. Mit unsrer Gesundheit sieht's gut; wir haben das tägliche Brod; unser Hännchen blüht und gedeiht wie eine Blume des Feldes und wir lieben uns nicht weniger herzlich und innig als da wir noch in vornehmeren Verhältnissen standen. Danken wir Gott dafür, lieber Wilhelm; Er hat uns der Welt ferner, Ihm aber näher gebracht.“

Wilhelm umarmte sein treues, frommes Weibchen mit tiefer Rührung. An ihrer Seite vergaß er des Tages Last und Hitze, und fühlte sich noch glücklicher, als das Töchterlein nun heimkam und mit kindlicher Lebhaftigkeit von den genossenen Freuden in der Nachbarsfamilie erzählte.

An den folgenden Tagen war Frau Bertha nicht minder emsig in ihrer Arbeit, nur räumte sie dieselbe sorgfältig bei Seite, bevor Wilhelm heimkehrte, um ihm trübe Erinnerungen zu ersparen. Doch am Sonntag, als er zum Kirchgang sich anschickte, da sprang das blühende, muntere Hännchen herbei in ihrem neuen Anzug, und fragte lächelnd den Vater: „Darf ich mit di. gehen?“ Wilhelm's Augen strahlten vor Freude; so hübsch hatte ihm Bertha selbst als Braut nicht geschienen. Er küßte herzlich das Töchterlein und sagte: „Hast auch der guten Mutter recht gedankt für dieses schöne, neue Kleid?“ „Ja wohl, antwortete Hännchen, und ich werde ihr noch oft dafür danken.“ Und nun ging's zur Kirche.

Nach dem Mittagsmahl nahm Wilhelm seine Sonntagsfreude vor; so hieß er folgende Beschäftigung. Zuerst mußte Hännchen ihm ihre Schreibhefte zeigen, in denen er genaue Musterrung hielt, und sich gewöhnlich freuen durfte über die Fortschritte seines Töchterleins. Dann ließ er sie das wiederholen, was sie in der vergangenen Woche gelernt hatte. Heute dauerte das Examen dem lebhaften Mädchen etwas allzulang, denn der Nachmittag war schön, und Nachbars Selma sollte sie zum Spaziergang abholen.

Leichtfüßig und heiter sprangen bald die beiden Mädchen davon. Bei Hännchen durfte die neue Kapuze, oder Capuchon, nicht fehlen, denn draußen blies ein scharfer Wind. Der Vater hatte keine Lust zum Spaziergang. Er nahm aus dem Wandschrankchen einige Papiere, Linde und Feder, um mehrere Gedanken niederzu-

schreiben. Dieß war seine Erholung am Sonntag, damit er das früher Erlernte nicht vergäße. Die Mutter las in einem erbaulichen Buche, und so entschwand die Zeit recht angenehm. Da ward an die Thüre geklopft, und herein trat Herr Blitzmann, auch ein Handwerker, der, obgleich etwas vornehmer thugend, doch gerne mit dem verständigen Wilhelm sich unterhielt.

Blitzmann war eine feurige, nur allzu rasche Natur. Er sprach gern von Allem, besonders aber von Politik, mit großer Leidenschaftlichkeit, und ließ Meinungen und Urtheile laut werden, denen Wilhelm nicht immer beistimmen konnte.

Wilhelm bewohnte eine kleine deutsche Kreisstadt, in welcher ein gewaltiger, sehr gefürchteter und darum auch verhaßter Bürgermeister das Regiment führte. Offen gegen ihn aufzutreten, das wagte Niemand; doch im Stillen kochte der Ingrim. Der vorhin genannte Blitzmann, war des gestrengen Bürgermeisters heftigster Gegner hinter dem Rücken, und regte gern die Klagen auf wider seine Tyrannei. Sobald das Gespräch über diesen Punkt ins Stocken gerieth, verstund er's mit boshaftem Sinn Del ins Feuer zu gießen.

Als nun Blitzmann Platz genommen hatte neben Wilhelm, musterte er neugierig die auf dem Tische liegenden Papiere. „Was haben Sie denn da geschrieben, darf man's lesen?“ fragte er, und hatte schon die Schrift in der Hand, ehe Wilhelm geantwortet. Es war ein Aufsatz über „Knechtschaft und Freiheit“, bloß allgemeine Gedanken, ohne Anspielung auf Diesen oder Jenen. Blitzmann las das Geschriebene mit sichtbarem Vergnügen, während Wilhelm über und über erröthete.

„Das ist ja ganz vortrefflich gedacht und verfaßt! lobte er; wahrhaftig, Sie sollten ein Buch schreiben und drucken lassen!“ Dieses schmeichelnde Lob glitt wie Gift in Wilhelm's Seele, und er konnte nicht Nein sagen, als der Versucher um Erlaubniß bat, den köstlichen Aufsatz mitzunehmen und seiner Frau vorlesen zu dürfen.

Mit der Schrift in der Tasche verabschiedete sich Blitzmann. Kaum war er fort, so lag's wie ein Stein auf Wilhelm's Herzen; eine ihm unzugreifliche Angst überfiel ihn. „Nein, sagte er, ich hätte dem vorwitzigen Menschen meinen Aufsatz nicht lassen sollen, wie unklug von mir! Hätte ich doch nur Alles gleich weggeräumt bei seinem Eintritt!“

„Beruhige dich, lieber Wilhelm, tödsete die

Gartin, wenn's dir Freude macht, will ich dem Manne nacheilen und die Schrift zurückfordern! — „O ja, thue das, meine Liebe“, sagte der von Angst Gequälte, indem er sich gedankenvoll die Stirne rieb. Kaum war Bertha fortgegangen, so warf er in seinem Unmuth und in seiner unerklärlichen Bangigkeit all die Aufsätze, an denen er seit Jahren mit Vorliebe fleißig gearbeitet, ins Feuer, und in einem Nu war bloß noch etwas Asche davon übrig. Berthas Heimkehr verzögerte sich, und erst nach einer Stunde, die dem Armen eine Ewigkeit geschienen, kam sie zurück.

Herr Blizmann war nicht nach Hause gekommen, und seine Frau wußte daher auch nichts von dem Aufsatz. Sie schickte sogleich die Magd fort, um ihren Mann aufzusuchen, und die fand ihn im Kaffeehause in wortlauter Gesellschaft, Wilhelm's Schrift in der Hand. Auf ihr dringendes Bitten kam er sogleich heim und gab Frau Bertha Wilhelm's Arbeit zurück, nicht ohne sich lustig zu machen über seine kindische Angst. „Da hast du nun deinen Aufsatz wieder, mein Lieber“, schloß Bertha ihren Bericht. Der wäre denn auch gleich in den Ofen gewandert; doch sie wollte ihn auch lesen, um sich zu überzeugen ob's denn wirklich ein so gefährlich Ding sei. Sie fand ihn nicht im Mindesten verfänglich oder ansößig, und beruhigte damit den gequälten Gatten.

Jetzt kam das Töchterlein vom Spaziergange zurück. Lächelnd bot sie den lieben Eltern ihre kalten, hochrothen Backen zum Kusse dar, zog den Capuchon ab und trat plaudernd und erzählend an's Fenster.

„Ei, sieh doch da! rief Hannchen plötzlich, zwei Landjäger kommen zu uns! Sie haben mich eben gar scharf und böß angeschaut!“ In ihrer Angst nahm sie rasch die Kapuze von der Kommode, auf welche die Mutter vorhin auch den verwünschten Aufsatz gelegt hatte, der zufällig darunter gerathen war und so mit der Kapuze auf des Töchterleins Kopf wanderte.

Jetzt traten die Landjäger in die Stube. Auf Wilhelm's ziemlich beklommene Frage, was sie herführe, sagte der Eine: „Im Kaffeehaus ist vorhin ein Aufsatz öffentlich vorgelesen worden, dessen Verfasser Ihr seid. Auf hohen Befehl des Herrn Bürgermeisters, sollt Ihr uns diesen Aufsatz und Eure sonstigen Schriften verabreichen.“

„Ich habe nichts gegen die Obrigkeit geschrieben, gab Wilhelm entschlossen zur Antwort, und noch viel weniger Jemanden erlaubt

etwas, als von mir verfaßt, öffentlich zu verlesen. Hier muß ein Irrthum obwalten!“

„Das wird sich zeigen, meinte der Landjäger; wo habt Ihr Eure Schriften? Wenn Ihr Euch weigert, sie freiwillig herauszugeben, so haben wir Befehl, strenge Haussuchung zu halten.“

„Macht was Euch gut dünkt, sagte Wilhelm, ich habe nichts auszuliefern.“

Somit fingen die Gerichtsdienner an, überall umher zu stöbern; alle Schiebläden, alle Geräthe, alle Ecken wurden genau besichtigt. Dieß dauerte wohl eine Stunde lang, doch nichts Verdächtiges wurde gefunden, und die Männer entfernten sich mit dem Versprechen, einen für Wilhelm günstigen Bericht abzustatten.

„Wo in aller Welt mag nur der verwünschte Aufsatz hingekommen sein, wunderte sich Wilhelm, ich war in der peinlichsten Verlegenheit und im freudigsten Staunen zugleich, als ich die Schrift nicht mehr auf der Kommode liegen sah.“

Jetzt nahm Hannchen ihren Capuchon wieder ab, und siehe, der vermiste Aufsatz fiel drunter hervor. „Schnell zu den andern in den Ofen! rief Wilhelm, denn die Landjäger könnten noch einmal kommen.“

Groß war die Freude und der Dank, der drohenden Gefahr so glücklich und wunderbar entronnen zu sein.

Am folgenden Montag war herrliches Winterwetter und dazu noch das Geburtsfest der geliebten Lehrerin; daher auch keine Schule, wohl aber ein schöner Spaziergang in Aussicht. Wir wollen die jubelnden Schülerinnen erst auf dem Rückwege nach der Stadt begleiten. Hannchen und ihre Gespielin Selma gingen die Letzten, denn diese wollte im Vorbeigehen eine an der Straße wohnende Tante begrüßen. Sie waren noch ziemlich weit von der Stadt entfernt, da hörten sie plötzlich Pferdegalopp und zugleich ängstlichen Hülfesruf. Bald gewahrten sie ein scheues Roß, das wild daher rannte. Die auf ihm sitzende, sehr junge Reiterin, vermochte nicht es zu bändigen, und war in großer Gefahr herunter zu stürzen. Weit hindendrein kam ein Reiter nach, des Mädchens Begleiter. Ohne die Gefahr zu bedenken, der sie sich aussetzte, trat Hannchen dem Pferde fest entgegen, das jählings sich umwandte. Die Reiterin glitt aus dem Sattel, fiel zu Boden und alsobald floß über ihr Antlitz das Blut einer durch den Sturz erhaltenen Kopfwunde. Beide Mädchen waren sehr bestürzt, allein Hannchen verlor doch die Fassung nicht. Rasch machte sie eine Binde aus

ihrem weißen Schnupstuche, verband damit die unbekannte Reiterin, und da diese beim schnellen Fahren ihr Hüthen verloren hatte, so nahm die kleine Samariterin ihren warmen Capuchon vom Kopfe und bedeckte damit die Verwundete, welche sprachlos, doch mit dankendem Blick zu ihr auf sah. Mittlerweile war des Fräuleins Begleiter in großer Angst herbeigekommen, mitsammt dem eingefangenen, nun wieder ruhigeren Pferde, das ein Reisender, der eben der Stadt zuschritt, am Zügel führte. Der junge Reiter stieg ab, hob das Fräulein auf sein eigen Pferd, dankte mit kurzen Worten den beiden Mädchen für ihren menschenfreundlichen Beistand, und der ganze Zug kehrte jetzt langsam in die Stadt zurück. — (Siehe die Abbildung.)

Als Hannchen nach Hause kam, war der Mutter erste Frage: „Wo hast du denn deinen Capuchon gelassen?“ Nun erzählte das Töchterlein die ganze Geschichte von dem wilden Pferd und der verwundeten Reiterin, doch, wie diese gewesen, wie sie heiße, das konnte sie nicht sagen; in ihrem Diensteifer war's ihr nicht in den Sinn gekommen, darnach zu fragen. Nach Hannchens Namen sich zu erkundigen, hatte der Begleiter des Fräuleins auch in seiner Eile ganz vergessen, also daß der neue Capuchon wohl als verloren konnte angesehen werden. Dieß gab denn eine kleine Verstimmung, die jedoch nur kurze Zeit dauerte, weil die Eltern den geleisteten Beistand gerne höher anschlugen als den Berth des verlorenen, freilich sehr nöthigen Capuchons.

Am folgenden Tage kam ein junger Herr in die Mädchenschule; Selma und Hannchen erkannten sogleich den Begleiter der jungen Reiterin, der auch bald, die Schülerinnen aufmerksam musternd, Wilhelms beherztes und mitleidiges Töchterlein herausfand. Nach einigen erklärenden Worten, an die Lehrerin gerichtet, sagte der junge Herr zu Hannchen: „Meine Mutter und meine Schwester bitten dich, zu uns zu kommen, damit sie dir für deinen gestrigen Liebesdienst persönlich danken können und dir Schnupstuch und Kopfbedeckung zurückgeben.“

„Das muß ich vorerst meiner Mutter sagen, meinte Hannchen etwas verlegen erröthend, wie auch, zu wem ich gerufen werde.“

„Nun denn, zu der Familie des Bürgermeisters, antwortete lächelnd dessen Sohn; es ist freilich wahr, gestern hatten wir vor Angst und Schrecken nicht Zeit, um nähere Bekanntschaft mit einander zu machen; doch heute sind wir ruhiger und gefasster.“ —

Wie wurde nun Hannchen um die ihr bevorstehende Ehre beneidet! Ihrer Mutter jedoch war's ordentlich bange davor. Sie zog ihr bestes Gewand an und begleitete mit klopfendem Herzen ihr Töchterlein in des Bürgermeisters stattliches Haus. Die Bürgermeisterin war eine vortreffliche, liebenswürdige Dame. Sie empfing die Arbeitersfrau mit vieler Achtung und sprach ihren Dank mit inniger Rührung aus. Von einer Belohnung für Hannchens muthigen Beistand sprach sie nicht; nur wünschte sie, ein so liebes und anspruchloses Mädchen möchte die Freundin und Gesellschafterin ihrer Tochter werden, und bat daher Frau Bertha, Hannchen so oft als möglich zu erlauben, einen Besuch in ihrem Hause zu machen.

Seelenvergnügt kehrten Mutter und Tochter wieder heim, obgleich der zurückerhaltene Capuchon leichten Schaden erlitten. Wilhelm hörte ziemlich ruhig ihren freudigen Bericht an, hielt wenig auf die ferneren Einladungen, und wünschte sogar, daß der ganzen Sache nicht mehr gedacht werde. Doch völlig unerwartet wurde auch er bald zum Bürgermeister gerufen, was ihm gar nicht recht einleuchten wollte, allein er konnte nicht anders als Folge leisten.

„Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, sagte der gestrenge Herr, und obgleich Sie mir als Widersacher jüngst verdächtig worden, so muß ich doch bekennen, daß der Vater eines so edelmüthigen Kindes selbst ein edler Mann sein muß und meiner vollkommenen Achtung werth.“

Dieser unverhofften, höflichen Einleitung folgte nun ein langes Gespräch, denn ein Wort gab das andere, in welchem auch des verbrannten Auffazes erwähnt wurde. Wilhelm nahm kein Blatt vor den Mund und sprach mit natürlicher Offenherzigkeit seine Gedanken aus, aber bescheiden und anständig, und siehe „ein gutes Wort fand seinen guten Ort!“ Wohl zuckte es bisweilen um die Lippen und in den Augen des Bürgermeisters ob der ungewohnten Antworten und Erklärungen des gemeinen Arbeiters, doch beim Abschied reichte er dem freimüthigen Manne die Hand, bat um seine Freundschaft und lud auch ihn ein zum öftern Besuche. —

Von jetzt an gestalteten sich die Verhältnisse der armen Familie ganz anders. Sobald ihre Tochter sich von dem gehalten Schrecken wieder erholt und die Kopfwunde keine Schmerzen mehr verursachte, ließ die Bürgermeisterin Hannchen holen. Elisa war ein sehr artiges Mädchen, doch

unbekannt in der Kinderwelt, weil sie von einer Hauslehrerin Unterricht erhielt und daher die öffentliche Schule nicht besuchte. Sie war etwas jünger als ihre neue Freundin, der sie mit dankbarer Freude entgegen kam. Während die Mädchen genauere Bekanntschaft machten, und Elisa ihre Bilderbücher und andere Siebensachen hervorholte, unterhielt sich die Bürgermeisterin mit Hannchens Mutter. Auch sie hatte ihr allerlei zu zeigen und von manchen wichtigen, den Haushalt betreffenden Dingen zu sprechen, wie solches unter braven Hausfrauen wohl vorkommt. Die Folge von dem allen war, daß Hannchen an Elisas Unterricht Theil nehmen sollte, damit sie durch eine Freundin im Lernen aufgemuntert würde, und daß Frau Bertha gebeten wurde, der Bürgermeisterin ergiebige Dienste als geschickte Näherin zu leisten. Sogar Vater Wilhelm sollte, durch des Bürgermeisters Vermittlung, bessern Lohn erhalten in einer andern Werkstätte; weil aber eigennütziges Untreuerwerden seine Sache nicht war, so blieb er bei seinem alten Meister, der ihn nur um so mehr dafür achtete.

Hannchen lernte mit großem Eifer, denn in vielen Stücken war Elisa weiter voran als sie; allein sie hatte sie bald eingeholt, und nun übten sie sich um die Wette. Hannchens guter Einfluß auf des Bürgermeisters Tochter machte den Wunsch rege, sie ganz, als Schwester, ins Haus zu nehmen; doch die Eltern konnten's nicht über's Herz bringen sich von ihr zu trennen.

Nun kam aber die Zeit, daß Elisa in ein Pensionnat der Hauptstadt eintreten sollte. Von ihrem lieben Hannchen wollte sie durchaus nicht lassen, und so geschah's, daß, nach vielem und dringendem Bitten und Zureden des Bürgermeisters und seiner Gattin, die Erlaubniß gegeben wurde, Hannchen dürfe ferner noch Elisas treue Mitschülerin sein. Wie wehe der Abschied den guten Eltern that, und wie sie sich dann so allein fühlten, können nur Diejenigen recht begreifen, die selbst Kinder in der Fremde haben. Wohl weinten die beiden Mädchen auch, doch trösteten sie sich mit den zweimal im Jahre wiederkehrenden Ferien. —

Drei Jahre vergingen schnell in der Erziehungsanstalt, nach deren Verlauf Elisa und Hannchen ihren Lehrerinnen ein letztes Lebewohl zuriefen. Mit mancherlei Kenntnissen ausgestattet, im Besitz all der schönen und feinen Manieren, die man der weiblichen Jugend in den Pensionnaten beizubringen sich bemüht, als

lieblich blühende Jungfrauen, kehrten sie in die Vaterstadt zurück. Auch jetzt noch sollte Hannchen immer um Elisa sein; solches war nicht allein die freundliche Einladung der Eltern, sondern auch der geheime Wunsch Roberts, des uns schon bekannten Bruders, dessen Herz und Sinn von Hannchens Schönheit und Anmuth bezaubert und gefesselt wurden. Doch Wilhelm und Bertha begehrten ernstlich, ihre Tochter jetzt wieder bei sich zu haben, um so mehr da, seit einiger Zeit, der Vater öfters kränkelte.

Hannchens Eltern konnten nicht so recht von Herzen dankbar sein für die ihr zu Theil gewordene vornehme Erziehung, denn jetzt war sie als Fräulein gewöhnt, die gemeinen, profaischen Hausarbeiten, als Kochen, Waschen, Putzen, andern Leuten zu überlassen. Auch verschonte die gute Mutter sie damit soviel wie möglich; der ernste Vater aber schüttelte gar oft bedenkllich den Kopf und meinte: „Wir haben gefehlt! unser Kind hätte in einen Dienst treten sollen, und nicht in ein Pensionnat; dieß wäre weit besser für sie gewesen; sie fühlt sich nun bei uns nicht glücklich.“

Daß Hannchen oft zu Elisa ging und in des Bürgermeisters Haus der schönen und angenehmen Stunden viele verlebte, das versteht sich leicht. Da wurde gescherzt, gelacht, gesungen, muscirt und Ausflüge vor die Stadt gemacht, bei denen Robert der stete Begleiter war, und wodurch seine Liebe zu der Tochter des Arbeiters immer glühender ward. Eines Abends aber, als die fröhliche Gesellschaft vom Spaziergang zurückkam, herrschten Bestürzung und Trauer und Jammer im Haus. Von einem heftigen Schlaganfall getroffen, war der Bürgermeister plötzlich gestorben.

Hannchen und ihre Eltern nahmen herzlichen Antheil an diesem so schnell hereingebrochenen Unglück, und um die betrübte Freundin zu trösten, besuchte die Jungfrau sie noch häufiger als vorher, und das geheime Band, das auch zu Robert unwillkürlich sie hinzog, ward immer stärker. Doch bald kam für diesen ebenfalls die Stunde des Scheidens; er sollte seine Kenntnisse in der Hauptstadt erweitern und dann des Vaters Nachfolger in der bedeutenden Handlung werden. Roberts Leidenschaft für Hannchen erkaltete nicht durch die Entfernung; er unterhielt sie durch einen lebhaften Briefwechsel mit der Geliebten. Als gute Tochter hatte Hannchen groß Unrecht, ihres Herzens Neigung vor den Eltern geheim zu halten, die aber trotzdem längst schon etwas gemerkt hatten; doch wollten

en sie in die
 solte Hans
 s nur nicht
 der Eltern,
 loberts, des
 m Herz und
 ad Amm
 ch Wilhelm
 die Tochter
 mehr do,
 anleite.
 so recht von
 heil geme
 gt war sie
 n, profais
 Waschen,
 Nach ver
 soviel wie
 ete gar oft
 Die haben
 Dienst treten
 dieß mür
 lt sich un

 und in de
 und angene
 verlegt fu
 , gesungen
 dr gemacht
 war, und
 es Arbeit
 es aber, al
 bergang zu
 und Trane
 em heftigen
 ürgermeister

 et herzlichen
 ebrodienen
 idin zu tre
 bäufiger als
 das auch je
 ward immer
 ebenfals die
 eine Kennt
 and dann die
 enden Hand
 für Hamme
 ung; er unter
 verwechsel mit
 ate Hamme
 ung vor der
 aber trogden
 , doch wölte



Sieg der Kindesliebe.

sie nicht voreilig auftreten, sondern begnügten sich, Hannchen im Stillen zu überwachen.

Aber jetzt kam auch der Tag der Trauer für die Arbeiterfamilie. Wilhelm unterlag seiner anhaltenden Krankheit, und Bertha stand allein da mit ihrer Tochter. Der tiefe Schmerz über den Verlust des treuen Gatten, untergrub ihre Kraft und ihre Gesundheit so sehr, daß es ihr unmöglich war, sich ferner mit ihrer Hände Arbeit zu erhalten. Wohl hätte ihre Gönnerin, die Wittve des Bürgermeisters, sie nicht verlassen, allein es hielt schwer, die zartfühlende Frau eine Unterstützung annehmen zu machen. Natürlich war's nun an Hannchen ihre Mutter nach besten Kräften zu erhalten; sie sprach auch oft davon und hegte den Wunsch, eine Stelle als Lehrerin oder Gouvernante anzunehmen. Leider führte sie ihren Briefwechsel mit Robert fort, und Frau Bertha, die solches wohl merkte, hielt nun für nöthig der Geschichte ein Ende zu machen. Sie ermahnte ihre verblendete Tochter mit allem Ernst, mit aller Liebe und Schonung eines Mutterherzens, und unter heißen Thränen, dieser unglücklichen Leidenschaft zu entsagen. Auch Hannchen weinte, doch mehr aus Aerger als voll wirklich kindlicher Rührung. Sie schrieb dennoch an ihren Geliebten, zum letzten Mal, wie sie vorgab, und ihr Brief erfreute Robert höchlichst, denn er war ihm ein Beweis, wie lieb er der Jungfrau war und wie ungern sie ihm entsagte.

Bekanntlich ist in großen Städten die Sittenlosigkeit an der Lageordnung, und Mancher, der mit unbescholtenem Wandel angekommen, lernt bald mit den Wölfen heulen. So war's auch Robert gegangen. Nach und nach war sein Gewissen äußerst duldsam geworden, in Hinsicht der Zucht und Herzensreinheit, und den Gegenstand seiner glühenden Leidenschaft zu besitzen, wurde sein sehnlichster Wunsch.

Eines Tages erhielt Frau Bertha einen Brief von unbekannter Hand, in welchem ihrer Tochter die Stelle einer Hauslehrerin in der Hauptstadt angeboten ward. Die Bedingungen schienen vortheilhaft; sie sollte, falls sie dieselben annehmen wollte, unverzüglich abreisen. Die Abreise wurde beschlossen. Berthas Herz war voll Behmuth, daß sie nun auch von ihrer unerfahrenen Tochter sich trennen sollte; aber Hannchens Herz klopfte voll lebhafter, geheimer Freude, daß sie jetzt dem Geliebten näher gebracht würde. Darum auch war ihr Trost für die trauernde Mutter so kurz und so kalt! Sie ging in ihr Kämmerlein, um ihre Kleider und

Bücher einzupacken, während die arme Mutter mit rothgeweinten Augen ihre Wäsche in Ordnung brachte.

Als Hannchen jetzt so allein ein Kleidungsstück um das andere zum Verpacken in die Hände nahm, fand sie auch in einer Ecke des Schrankes den verhängnißvollen, längst vergessenen Capuchon, und siehe, dieses Andenken aus den Mädchenjahren hatte gar vieles ihr zu erzählen! Alle die lieben Erinnerungen tauchten wieder freundlich auf: Des Vaters verpönte Sonntagsgedanken, das Geburtstfest der Lehrerin, Elisas Sturz vom wilden Rosse, und früher, die Emsigkeit der Mutter, die so gern und liebevoll ihr bestes Kleid aufopferte, um ihre, nun so undankbare Tochter damit zu schmücken; der biedere, längst im Grabe ruhende Vater; kurzum, die ganze Vergangenheit trat in rührenden Bildern lebendig vor ihre Seele; eine geheime Stimme flüsterte ihr auch einige fromme und ernste Sprüche zu, die sie als sorgloses Mädchen gelernt. Da bors! ihres Herzens harte Rinde; sie vergoß Thränen über welche die Engel im Himmel sich freuen, und eilte hinein zu der Mutter! Sie umhalste weinend und schluchzend die freudig Ueberraschte und rief: „Mutter, liebe, gute Mutter, dich verlasse dich nicht! Das Alte ist vergangen! Von heute an will ich mit dir und für dich leben, und treues Arbeiten mir zur Pflicht machen!“

Und dabei blieb es auch. Die unbekannte Familie in der Hauptstadt erhielt eine höfliche, doch abschlägige Antwort. Hannchen klebete sich wieder schlicht und bescheiden, und bemüdete sich durch ihrer Hände Arbeit den kleinen Haushalt zu versorgen. Selten, nur bisweilen des Sonntags, ging sie zu Elisa, und Robert wartete vergebens auf ein neues Lebenszeichen von ihr. Einmal wohl schrieb er noch, aber sein Brief kam ihm unerbroschen zurück. Er ärgerte sich anfangs zwar über sein schlechtes Geschick, doch nach reiflicher Erwägung sagte er: Hannchen ist und bleibt ein braves, tugendhaftes Mädchen, und ich kann ihren Entschluß nur loben. Sie hat ganz recht gehandelt!

Doch als er wieder heimgekehrt war ins Vaterhaus und die Leitung des ausgedehnten Handelsgeschäfts übernommen hatte, da fühlte er, wie Noth es thue, eine treue und sorgsame Lebensgefährtin an seiner Seite zu haben. Er schaute wohl umher unter den Töchtern der Stadt, allein sein Herz wußte ihm nur immer Eine zu nennen, und diese Eine war und blieb das arme Hannchen. Es war aber nicht so leicht

ihre Einwilligung zu erlangen, obgleich die erste Liebe noch mächtig ihre ganze Seele erfüllte. Endlich, nach langem Zögern, reichte sie dem bittenden Robert die Hand, und brachte, als Aussteuer und Mitgift, ihre theure Mutter in sein Haus, nebst dem unsehlbaren Segen Gottes, der den Kindern zu Theil wird, die ihre Eltern liebend unterstützen.

Eine Kleinigkeit kann oft helfen.

Solches hat Vater Hans bewiesen, ein Bauersmann aus der Umgegend von Rempten, im Allgau, droben beim bayerischen Bodensee, als er einst am Lorenzitag aus der Stadt in sein Dorf heimkehrte. Er hatte des Morgens seine beiden Knaben, den neunjährigen Hänfel und den vierjährigen Jakobel, mitgenommen nach Rempten, just nicht eben darum, weil's Markttag war, sondern vielmehr, weil's das Fest des heiligen Laurentius gewesen, des bekanntesten Menepflegers der Kirche zu Rom, der seinen Glauben in der Christenverfolgung mit seinem Blute bezeugt hat, und zu dessen Ehre feierlicher Gottesdienst gehalten wurde in der großen Stiftskirche von Rempten.

In der Morgenfrühe hatten der Vater und die Söhnelein zu Hause noch mitsammen eine kräftige Milchsuppe geessen, und waren sodann den anderthalb Stunden langen Weg hineingegangen in die Stadt, ohne daß etwas Absonderliches vorgefallen. Bei der Ankunft in Rempten, ging's zuerst in die Stiftskirche, in der alles Großartige und Merkwürdige angestaut wurde. Es war halt ganz ein ander Ding als das einfache Kirchlein draußen im Dorfe. Die Dreie beteten in der Stille, wie's der Brauch ist. Bald fing die Predigt an, und Vater Hans, ein fleißiger Predigtbesucher, blieb mit den Söhnelein auch da, und ebenso beim feierlichen Hochamt. Der Hänfel und das Jakobchen mückten sich nicht während des langen Gottesdienstes, denn sie wußten gar wohl, daß Ungeduld nichts nütze, und daß man nach der Kirche zum Kronenwirth gehe, was wirklich auch geschah. Die Knaben wurden in der Krone reichlich belohnt für ihre ausdauernde Geduld. Jeder bekam ein Paar Würste und Kreuzerbröcklein. Zudem durften sie mehrmals einige Schlücke Bier trinken aus des Vaters Krug. Dieser ließ sich auch Wurst und Brod weidlich schmecken, und trank seine Maß Weißbier. Die Knaben waren glücklich, und auch dem Hans war's bei solchen Gelegenheiten überaus wohl zu Muth.

Nach dieser köstlichen, nicht sehr theuern Mahlzeit, gingen die Dreie auf den Markt. Der Vater hatte etliche Einkäufe zu machen für das Hauswesen, und die zwei Kameraden durften zuschauen. Sie getrauten sich nicht zu bitten, es möchte ihrer auch gedacht werden. Aber trotzdem vergaß sie der Vater nicht. Dem Jakobel kaufte er ein Wäglein, mit dem er daheim fuhrwerken durfte, dem Hänfel eine Pfeife, damit er beim Viehhüten sich die Zeit verpeifen könne. Die ganze Ausgabe belief sich nur auf etliche Kreuzer.

Nachdem man lange herumgegangen war auf dem Markte, viele Verwandte und Bekannte getroffen und ihnen zugerufen hatte: „Bist auch hier? Grüß dich Gott!“ und nachdem alle Geschäfte in der Stadt abgethan waren auf ein ganzes Vierteljahr lang, schickte man sich wieder an zur Heimkehr. Bereits hatte schon die vierte Nachmittagsstunde geschlagen. Die beiden Knaben, besonders Jakobchen, waren auf dem Herwege schon müde geworden, hatten jedoch über dem vielen Herumschauen und Beten in der Kirche, und über dem Würsterverzehren und den Herrlichkeiten des Marktes all ihre Müdigkeit vergessen. Und als nun Stadt und Markt, die schöne Stiftskirche und die vornehmen Häuser hinter ihrem Rücken lagen, da kehrte auch die Erinnerung an's Müdesein mit Macht zurück. Der Hänfel achtete nicht groß darauf, und hätte sich auch nicht getraut, nur davon zu schnausen, denn er wäre vom Vater ausgelacht worden, und, was noch wichtiger für ihn war, er hätte ihn ein andermal zu Hause gelassen. Jakobchen hinkte lange dem Vater und dem größeren Bruder nach, nahm dann des Vaters kräftige Hand in sein Pütschchen, damit's besser vom Fleck ginge, und als auch dieses nicht mehr ausreichen wollte, bat er ganz weinerlich und herzbrechend: „Vater, tragen! Vater, tragen!“

Dazu hatte der Hans aber keine Lust, und mochte das Söhnelein doch auch nicht so trübselig daherhinken sehen. Er simlirte ein wenig hin und her, und plötzlich kam ihm ein Mittel in den Sinn, das sich bald als köstlich und probat bewährte. „Wart', Jakobchen,“ rief er ganz ernsthaft, „da wollen wir gleich helfen; ich schaffe dir ein Roß, dann kannst du reiten!“

Er ging alsobald an den neben der Straße stehenden Heckenbusch, zog sein Messer hervor und schnitt einen prächtigen Stecken ab, an dessen dickes Ende er eine Schnur befestigte, und den er dem müden Söhnelein mit den Worten reichte: „Schau, da hast du dein Roß!“

Jetzt kannst du heim reiten, und wir gehen neben dir her. Du bist nun ein rechter Kauz!“

Kasbchen nahm das Ross zwischen die Beine, ritt voraus, ritt wieder zurück, galoppirte hin und her, und machte so den noch übrigen Weg wenigstens doppelt. Keine Ermüdung kam ihm mehr in den Sinn, er dachte an kein Tragen mehr und war ganz glücklich, daß er jetzt reiten durfte nach Herzenslust. Zufrieden lächelnd sah der Vater dem Treiben des Söhnleins zu, und sagte still vor sich hin: „Es ist oft ein Kleines, was hilft.“

Wenn der geneigte Leser ein wenig über dieses Geschichtchen nachdenkt, so kann er noch andere, gar nützliche Lehren daraus ziehen.

Gedanken über die Armenbesuche.

(Freundesgabe.)

Des armen Weber-Peters Frau konnte die ganze Nacht hindurch nicht schlafen, wegen des Weimens und Schreiens ihres kleinsten Kindes; gegen Morgen wäre ihr der Schlaf wohl gekommen, allein sie mußte wachbar bleiben, damit sie die Fabrikfunde nicht überhöre und den ältesten zwölfjährigen Knaben wecke, der dort arbeitet. Um fünf Uhr steht sie auf, matt und müde und übel gelaunt, doch hat sie nicht Zeit ihr trauriges Schicksal zu überdenken; schnell muß die Kuh besorgt werden, denn gleich wird der Hirt am Hause vorbeikommen; sodann muß sie eilends die Webezettel besorgen für ihren Mann, und sollte doch zugleich auch die Kartoffeln schon geschält haben für die Morgensuppe der beiden Kinder, welche zur Schule gehen. Der kleine Schreibhals wird wieder in seinem Bettchen laut. Nun, er mag schreien, so lang er will, der Mutter fehlt's an Zeit ihn auf den Arm zu nehmen; sie hat alle Hände voll zu thun. Schon hat's acht Uhr geschlagen. Sie sollte die Bindeln waschen, sollte Gras mähen, in den Wald gehen, denn das Brennholz fehlt; die Kleider sollten geflickt werden, doch Alles muß liegen bleiben, damit die Zettel fertig werden, und um eilf Uhr soll die Mutter dem Ältesten das Mittagessen in die eine Stunde weit entlegene Fabrik tragen.

Da sitzt sie nun am Hapsel, aber weder eilig noch darum bekümmert ihre Arbeit nicht fertig bringen zu können. Tagtäglich ist's also, und gleichgiltig und muthlos lebt die Weber'sfrau in den Tag hinein. Sie war einst jung, heiter und sorgenlos, sogar ein wenig eitel und putz- und gefallsüchtig; jetzt ist der Glanz ihrer Augen

erloschen, ihre Züge sind hart, ihr Anzug vernachlässigt; seit lange schon hat kein Kamm mehr ihre Haare durchstreift; die Betten werden nicht gehörig gemacht, die Stube wird nicht gefegt; ein Stück fährt da herum, das andere dort, allein Unordnung und Unreinlichkeit sichten sie nicht mehr an; groß ist ihr innerer Groll und ihr Gemüth in gewaltigem Aufruhr, und sie tröstet sich mit dem Gedanken: Einmal kommt doch das Ende vom Lied!

In diesem Augenblick tritt eine Dame in die Stube, Mitglied eines Hülfsvereins; sie erkundigt sich nach dem Erwerbäquell der Familie und dem Miethzins, fragt, ob die Kinder in die Schule gehen und schreibt die Antworten auf ihr Schreibtäfelchen. Nach beendigtem Ausfragen, schaut sie um sich und hält es für ihre Pflicht der Weber'sfrau ihre Saumseligkeit vorzuwerfen, mit dem Bemerkten, sie hoffe, bei ihrem nächsten Besuche, die Wohnung ausgelüftet zu finden, gefegt und aufgeräumt. Die Weberin antwortet nicht und senkt den Kopf nieder, triltt aber rascher den Hapsel und befundet dadurch ihre grollende Verwirrung und Aufregung.

Nachdem die Dame sich entfernt hatte, fängt die Frau an zu lachen und zu singen, und bricht endlich in krampfhaftes Weinen aus; nach diesem Ausbruch der Verzweiflung, wird sie äußerlich stille und verfällt ganz in den Zustand abgestumpfter Sclaverei!

Liebe Dame, möchte man sagen, Sie sind gut; Ihr menschenfreundliches Herz hat Sie in dieses Haus geführt; Sie haben Wohlthatsgedanken, und doch, ohne solches zu wollen, haben Sie dieser Unglücklichen sehr, sehr wehe gethan und sie noch tiefer in den Abgrund der Verzweiflung gestossen. O wüßten Sie, welchen Groll und Zorn Sie durch Ihre Bemerkungen hervorgerufen haben!

Hätten Sie sich an ihre Stelle gedacht, hätte Sie herzlich Alles erwogen was sie zu tragen hat, so hätten Sie sie bemitleidet, statt ihr Vorwürfe zu machen.

Glauben Sie mir, liebe Dame, werfen Sie den Armen niemals die Unordnung und die Unreinlichkeit vor; derlei tadelnde Bemerkungen sind allzu demüthigend für sie. „Wüßtet Ihr, Herr, wie gar empfindlich die Armen sind!“ sagte einst eine arme Frau zu mir. Dieses Wort ist mir jetzt klar geworden, und, um nicht wehe zu thun, setze ich mich über Alles hinweg.

Man bessert nichts, wenn man das auswendige Uebel angreift; im Gegentheil, die Leute werden dadurch nur verhärtet. Die Unordnung,

die Unreinlichkeit, die Trägheit sogar, sind nur die Kennzeichen der inneren Krankheit, welche gewöhnlich die Entmuthigung ist.

Gelingt es einem, in den inneren Menschen etwas Licht, Muth und Hoffnung zu flößen, so wird auch der äußere sich umgestalten.

Treten Sie, liebe Dame, wieder in die Weberstowung ein, so berühren Sie Das nicht mehr, was Ihnen tadelnswerth geschienen; seien Sie in der ärmlichen Stube gerade so in Ihrem Element, wie wenn Sie sich in Ihrem Salon befänden. Reden Sie mit der Weberin von ihren Kindern, und nehmen Sie warmen Antheil an ihnen; lassen Sie sich von ihrer Jugend, von ihrer Mutter erzählen. Bezeigen Sie derselben Ihr ganzes Wohlwollen, damit Sie ihr als Freundin erscheinen. Lassen Sie, auf diese Weise, einen Tropfen Thau fallen auf die verdorrte, lechzende Pflanze; erbellen Sie dieses Dunkel durch einen Strahl freundlicher Milde.

Es gibt Unglückliche die sagen: Man verachtet mich; Niemand liebt mich mehr. Nun denn, ich will mich auch ganz verrammeln und abschließen!

Versuchen Sie's, durch langmüthiges und zartes Wohlwollen Diejenigen zu gewinnen, welche nicht getröstet sein wollen. Herzen, die viel gelitten haben, sind einer glühenden Liebe fähig, wenn sie geheilt sind von ihrem innern Groll. In den Tiefen des menschlichen Verfalls und Elends sind Diamanten und Perlen vergraben; fördern Sie dieselben mit des Heilands Liebe zu Tage, und in Seinem Reiche werden Sie einst damit geschmückt!

Das Lied von der Feuerwehr.

Feuerwehrmänner nennt man in Deutschland die wackern Bürger welche, militärisch organisiert, muthig und unerschrocken herbeieilen mit ihren Spritzen und Werkzeugen aller Art, sobald ein Brand ausgebrochen, um den verheerenden Flammen nach besten Kräften Schranken zu setzen. Auch Straßburg und alle Städte und bedeutenden Ortschaften unsres lieben Elsaßes und des freundnachbarlichen Lothringens besitzen solche tapfere und stets kampfbereite Feuerwehrmänner, die aber kurzweg den französischen Namen *Pompier's* tragen, unter dem sie in Stadt und Land rühmlichst bekannt sind und schon große Dienste geleistet haben, wenn der verderbliche „*Rothe Hahn*," bei Tag oder bei Nacht, auf ein Haus sich niedergelasset.

Eine liebe Freundin aus Deutschland hat dem

Voten ein schönes, tiefempfundenes Gedicht für seinen Kalender zugesandt, das den wackern Bekämpfern des, zwar wohlthätigen, aber oft auch so zerstörenden, furchtbaren Elements volle Anerkennung zollt, und gewiß mit vielem Genuß wird gelesen werden. Wer's singen will, der darf nur die Melodie von Schillers *Reiterlied* anstimmen: „*Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!*“

Hier folgt die poetische Gabe der Freundin:

„Was sollen die Männer im dunkeln Kleid,
Mit der Helme leuchtendem Blinken?
„Wohl halten das Beil sie zur Wehre bereit,
„Doch glänzet kein Schwert an der Linken.
„Vorbei sind die Schlachten, vorüber der Streit,
„Ein müßiges Spiel nur in thailicher Zeit!“

Wohl zieh'n wir nicht mehr hinaus in die Schlacht,
Unter blutrothem Kriegessterne:
Die stillen Thaten, die wir vollbracht,
Sie leuchten nicht weit in die Ferne;
Doch, ob wir zum Kampf nicht, zum blutigen, gehn,
Wir leuchten dem Tod in das Auge zu sehn.

Wenn die Flamme lobert entseßlich hell,
Des Brandes graufiges Zeichen,
Schlafen des Friedbens, wir rüsten uns schnell,
Ob Weib und Kind auch erleiden:
Nicht gilt es tödten zu Jammer und Harm,
Zu retten gilt es mit starkem Arm!

Ob die blutrothe Flamme glüht unter dem Dach,
Ob Rauch uns und Gluthen umringen,
Wir brechen uns durch ins bedrohte Gemach,
Der Mutter ihr Kindlein zu bringen;
In der höchsten Gefahr, in der tiefsten Noth,
Wir nahen als Retter vom schaurigen Tod!

Drum, wenn ihr euch leget auf weichem Pfühl,
Um der friedlichen Ruhe zu pflegen,
So nennt unser Treiben kein müßiges Spiel,
Erlebet uns Stärke und Segen!
Gebt Leib und Seel' in des Ewiggen Huth,
Der Wunder durch rettende Menschen noch thut!

Der Schulze von Hagelbach.

In dem stürmischen Revolutionsjahr 1848 geschah es sehr häufig im sonst so friedlichen Württemberger-Lande, daß man den Beamten, mündlich oder schriftlich, Mißtrauen und Verachtung bezeugte. So zog auch ein zahlreicher Haufen empörter Bauern vor das Haus des Schulzen von Hagelbach, der, übel oder wohl, am Fenster erscheinen mußte. Die Bauern hielten ihm alle Fehler seiner Amtsführung vor, und schlossen mit den Worten: „*Deßhalb sagen wir Euch, Schulzes, daß wir keine Achtung und keine Liebe zu Euch haben. Merkt's!*“

„Ist au nit naithig!“ rief ganz gelassen der Schultbeiß zum Fenster hinaus; „gehst nu heim!“ und schlug das Fenster zu.

Der rettende Bienenstich.

(Mit einer Abbildung.)

„Auch die Bienen sind Gottes schützende Engel, Herr Pfarrer.“ Mit diesen begrüßenden Worten trat an einem Sommerabend Meister Lehnert in seines Pfarrherrn Studierzimmer, und im glänzenden Auge, in der zitternden Stimme, in dem ganzen Wesen lag klar und offen die freudigste Bewegung des Eintretenden. Es war der Schmied des Dorfes. Früher durch den unmäßigen Genuß des verderblichen Brantweins ein allgemeiner Gegenstand der Verachtung, ein Tyrann seines Hauses, jetzt, durch Gottes Gnade bekehrt, ein Apostel der Enthaltenssache, der zärtlichste Vater seiner Kinder, und im ganzen Dorfe, von allen Bessern wenigstens, geliebt und hochgeschätzt — das war Meister Lehnerts Bild. Der Pfarrer hatte an ihm einen treuen und fleißigen Mitarbeiter am Reiche Gottes gefunden, und freute sich jedesmal, wo der wackere Mann mit ihm zusammenkam. Da stieß der Mund gewöhnlich über von dem, was der treue Gott und Heiland an ihm gethan hatte. Auch heute war keine vorläufige Aufforderung vonnöthen.

„Sehen Sie, Herr Pfarrer,“ begann Meister Lehnert zu berichten, „ich stand heute gerade in meiner Schmiede. Die Sonne hatte sich schon stark geneigt, aber die Arbeit mußte zu Ende. Jetzt, in der gesegneten Erntezeit, drängt ja Alles den Schmied. Da gib'r's, früh und spät, Sensen zu schärfen, Pferde und Räder zu beschlagen und hier und dort nachzuhelfen. Mein Weib stand mit am Ambos, die liebe, gute Seele! Hab ihr früher manchen schweren und sauern Tag gemacht! Hat mich nicht gescholten, wo ich's doch verdient hätte, sondern nur geweint und gebetet, und der liebe Gott hat auf Thränen und Beten Seinen Segen gelegt!... Wir hatten nun eben wieder ein Hufeisen fertig gekriegt. Ich blies die Kohlen zu neuer Gluth an, da drang plötzlich ein furchtbarer Schrei von der Straße zu uns herüber. Ich zitterte am ganzen Leibe; es war meines vierjährigen Wilhelms Stimme! Ein großer, mit Heu hoch aufgethürmter Wagen stand mitten im Dorfwege, und vor den Pferde lag mein liebes Kind. Athemlos stürzte meine Frau fort; sie dachte nicht anders, als eine zermalmte Leiche

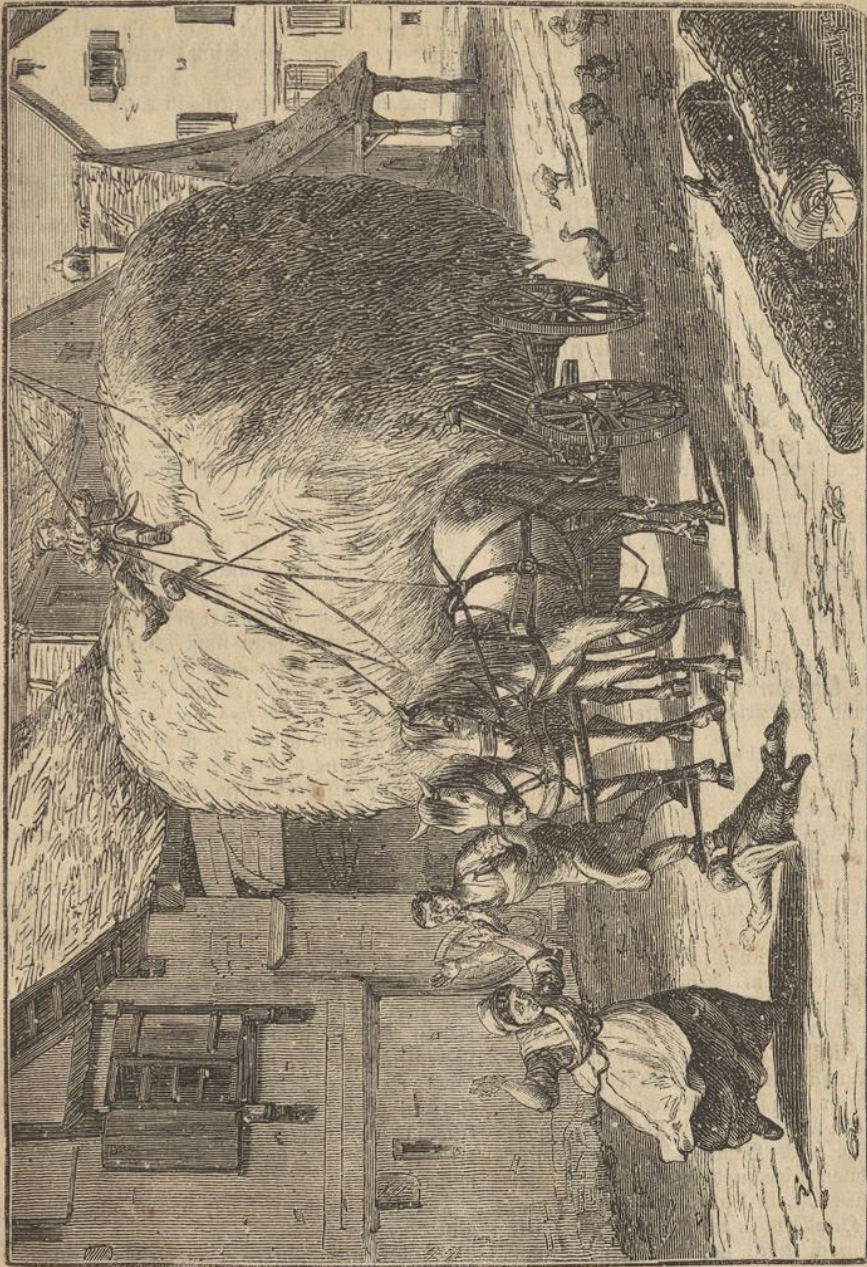
aufzuheben! Doch nein! Gottlob, Wilhelmchen war gerettet! Eilend trug ihn die Mutter in die Schmiede, und ich kann Ihnen unmöglich sagen, Herr Pfarrer, wie's uns um's Herz war, als wir den Weinenden frisch und wohlbehalten in die Arme nahmen! Vor Schrecken und Schluchzen konnte das Knäblein kein Wort hervorbringen. Bald darauf kam unfres Nachbars siebenjähriger Fritz, und nun ging uns eigentlich erst das rechte Licht auf. „Meister Lehnert,“ fing der kecke, muntere Knabe an, „jetzt will ich nur Alles gleich erzählen, denn es kommt ja doch heraus. Sehet, Wilhelmchen und ich waren im besten Spielen auf der Dorfstraße, und merkten's vor lauter Eifer gar nicht, daß Weltens Jakob mit einem schweren Heuwagen angefahren kam. Auch der Jakob hatte uns nicht gesehen; er saß allzu hoch droben auf dem Heu. Wir wären sicher Beide unter die Pferde oder unter die Räder gekommen, und jetzt gäb's keinen Neumeisters Fritz und keinen Lehnerts Wilhelm mehr! Da mußte just eine Biene herfliegen um sich auf Wilhelmchens Finger zu setzen und ihn arg zu stechen. Er fing bitterlich an zu schreien, gleich als hätt' er ein Messer am Hals, und Weltens Jakob, der den Schrei gehört, hielt noch zu rechter Zeit die Rosse fest!“

„Sehen Sie, Herr Pfarrer,“ also schloß der Schmied seinen Bericht, „auch Bienen sind Gottes Engel! Meinem armen Söhnlein ist nun zwar der Finger hoch aufgeschwollen, und als ich fortging, da gab's noch ein wenig Wimmern und Schluchzen. Aber die sorgfältige Mutter hat schon kühlende Erde auf den rettenden Stich gelegt.“ —

Der Pfarrer wollte antworten. Da läuteten die Glocken den morgenden Sonntag ein. Pfarrherr und Schmied falteten die Hände und in des Meisters Auge trat eine große helle Freudenthräne!

Obrist und Theolog.

Als der Bote noch ein junger, leichter Springsfeld war, und zu Fuße, das Felleisen auf dem Rücken und den Stock in der Hand, Deutschland durchwanderte, kam er auch nach Berlin, Preußens schöner Hauptstadt, woselbst er die Wintermonate, in denen das Reisen eben keine große Lust gewährt, ruhig und still verlebte. An den freien Sonntagen streifte er dann gewöhnlich durch die menschenreichen Straßen und über die geräumigen, meistens mit Bildsäulen und Monumenten geschmückten Plätze,



Der rettende Bienensich.

Wiedlungen
 Mutter in die
 glich lagen.
 g war, als
 behalten in
 und Schluß
 ort hervor
 Mandant
 und eigent
 er Lehner,
 ege will ich
 kommt ja
 und ich me
 finge, und
 , bei Wel
 wagen an
 te und nicht
 of dem Oea.
 Pferde oder
 ge gäd's hi
 ners Will
 eine herfle
 er zu legen
 elich an zu
 e am Hals,
 ehört, hielt

 schloß der
 ienen sind
 hallein in
 llen, und
 nig Wirt
 rtige Wirt
 rettenden

 häuteten
 n. Wirtz
 und in
 lle Freus

 er Spring
 Weisen auf
 der Hand,
 auch nach
 st, wobei
 Reiten eben
 id still ver
 ste er dann
 n Straßen
 mit Wirt
 ten Wirtz,

und so fand er denn auch das Denkmal welches zu Ehren des sogenannten alten Dessauers errichtet worden, und im Lustgarten steht, zwischen der Domkirche und dem dachlosen königlichen Schlosse. Dieser alte Dessauer war ein berühmter Kriegsheld des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit als König Wilhelm I über Preußen herrschte, der ihn zu seinem General-Feldmarschall erhoben hatte. Das Postament, auf welchem die aus Erz gegossene Statue des tapfern Kriegers steht, enthält folgende zwei Inschriften:

„Dem regierenden Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, königlich-preussischem General-Feldmarschall, weiht dieß Denkmal Friedrich Wilhelm III, im dritten Jahre seiner Regierung.“

„Siegreich leitete er die preussischen Hilfsvölker in Flandern, am Rhein, an der Donau, am Po. Er eroberte Stralsund und die Insel Rügen; die Schlacht bei Kesselsdorf krönte seine kriegerische Laufbahn. Das preussische Heer verdankt ihm die strenge Mannszucht und die Verbesserung seiner Krieger zu Fuß. Er lebte vom 3. Julius 1676 bis den 7. April 1747.“ —

Für diejenigen Leser, die's nicht wissen sollten, sei bemerkt, daß die blutige Schlacht bei Kesselsdorf, im Meißnerlande, in der Nähe von Dresden, geschlagen wurde, am 15. Christmonat 1745; die den Preußen gegenüber stehenden Sachsen und Oesterreicher erlitten eine völlige Niederlage.

Wo will denn der Bote mit diesem langen Präambulum eigentlich hinaus? wird vielleicht Mancher fragen. Nur Geduld, liebe Freunde, jetzt kommt's, was er vor hat zu erzählen, allein da's den alten Dessauer ganz besonders angeht, so mußten wir doch zuerst etwas genauere Bekanntschaft mit ihm machen. Jetzt also, zur Sache.

Als Leopold von Anhalt-Dessau noch Obrist war, lag das von ihm befehligte Regiment zu Halle in Garnison. Eben war die Stelle des Feldpredigers erledigt worden, und der wackere Kriegsheld ließ sich's angelegen sein einen tüchtigen Mann für dieses ernste Amt zu finden. Ein nicht mehr allzu junger Theologe, der längst schon auf eine Anstellung gehofft hatte, nahm das Herz in beide Hände, ging zum Fürsten und bat ihn um die zu besetzende Stelle. Der alte Dessauer saß, in seiner gewohnten Weise, in bloßen Hemdärmeln am Kamin, und hatte den Waffenrock neben sich auf einem Stuhle liegen.

„Was will Er?“ rief er etwas barsch dem

eintretenden Kandidaten entgegen, und musterte ihn mit scharfem Blick. „Durchlaucht!“ erwiderte dieser ehrerbietig, aber mit fester Stimme, „ich wollte Sie dringend bitten, mir die vakante Feldpredigerstelle in Dero Regiment zu verleihen.“

„Was da! Er getraut sich eine solche wichtige Stelle gehdrig zu versehen! Er sieht mir gar nicht darnach aus. Sag' Er'mal, im Kriege, wenn der gemeine Mann den Tod vor Augen sieht, dann ist er leicht zugänglich und ist ihm gut an's Herz zu kommen; aber jetzt, im Frieden, wo er in der Garnison liegt, und da sauft, spielt, stiehlt und mit feilen Dirnen sich herumtreibt, da hält's schwer um's Feldpredigeramt!“

„Ich habe eine Waffe, Durchlaucht,“ entgegnete der Kandidat, „mit der ich es wohl versuchen würde, Jedem an das Gewissen zu treten.“

„So? Was ist das für eine Waffe, wenn man fragen darf?“

„Das Wort Gottes!“

„Ei! dann denk' Er sich, ich sey so ein lieberlicher Soldat, der mancherlei Vergehen wegen in Arrest säße; nun soll Er mir eine Strafpredigt halten. Laß Er einmal hören!“

„Durchlaucht, dann muß ich unterthänigst bitten, daß Sie zuvor aufstehen.“

Dem alten Dessauer kam diese verwegene Zumuthung wohl kurios vor, doch stand er lächelnd auf und stellte sich straff und stramm, nach Soldatenart, hin vor den jungen Geistlichen, der alsobald anfang in sehr ernster und würdiger Weise eine scharfe, gesalzene und gepfefferte Bußpredigt zu halten. Der wackere Knecht Gottes gerieth dergestalt ins Feuer und in Hitze, daß er gänzlich vergaß, zu welchem Zweck er eigentlich hieher gekommen. Auch der Fürst war dermaßen ergriffen, daß er zuletzt in demüthiger Gestalt, wie ein zerknirschter Sünder, vor dem gewaltigen Bußprediger stand und daß zwei große Thränen ihm über die Backen rollten. Des Obristen Gemahlin befand sich im Nebenzimmer. Als sie eine fremde, ihr unbekante Stimme so eindringlich und salbungsvoll sprechen hörte, öffnete sie leise die Thür und erschaute nicht wenig, einen Geistlichen zu sehen, der ihrem Gemahl so scharf und kräftig ins Gewissen redete.

„Lieber Leopold, rief sie, was in aller Welt geht denn hier vor?“

„Nichts, nichts, liebes Kind, bleib' nur ruhig! tröstete der Obrist, ich halte bloß ein Feldprediger-Examen ab!“

Drauf wendet er sich zu dem Kandidaten und spricht mit beifälligem Lächeln: „Er hat Seine Sache sehr gut gemacht; Er soll die Stelle haben, und kein Anderer. Geh' Er mit Gott!“ —

Dieser alte Dessauer pflegte oft zu sagen: „Ein Soldat, der keine Religion hat, ist nur ein Malz und ein Hundsfott.“

Das herrliche Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott,“ nannte er in seiner derben Sprache: Unser's Herrgott's Dragonermarsch.

Der Mordio-Peter.

(Gabe einer Freundin.)

Wer hat den nicht gekannt in seinem grünen abgeschabten Frack, den er einmal mit von Sträßburg gebracht, mit seinen gelben Lederhosen, seiner rothen spitzen Nase und den blauen, schmalen Lippen? Eigentlich hieß er nicht so von Geburt und Taufe her, sondern Peter Gimpel, und wohnte in einem unsaubern Nest in der Letzgasse, neben dem Krämerladen. Den Namen Mordio-Peter hatte er sich verdient, und das war vielleicht das Einzige, was er so recht, als etwas Verdientes, sein nennen konnte. Wer ihn dem Peter gegeben, das weiß kein Mensch. Niemand hat sich dessen gerührt; aber wer den Mann gekannt, der sagte „Mordio-Peter.“ Es verhält sich so mit manchen Spitznamen; es ist just als flögen sie in der Luft umher und setzten sich gelegentlich dahin, wo sie hingehören. Nun, der Peter hatte ein Recht auf seinen Namen durch sein heidenmäßiges Schnitzen und Aufschneiden. Er brauchte nur auf den Boden zu schauen, so wußte er eine funkelnagelneue, grauenhafte Geschichte. Man hätte meinen sollen, diese Geschichten kämen aus seiner großen Tabakdose, die er wohl hundertmal öffnete, um eine Prise zu nehmen. Mit dieser war's nicht ganz richtig. Denn wer etwas auf sich hielt im Dorfe, der schnupfte nicht mit dem Peter; nur Mordiobrüder wagten es, ihre zwei Finger in die unheimliche Lade zu stecken. Nun, lieber Leser, wirst du ihn schon kennen, den „Mordio-Peter“ gib't's in jedem Dorf. Wenn sie auch keinen grünen Frack haben, so stecken sie in einem halbleinernen Kittel oder in einem Zwilchwamm's. Ja, ich habe deren schon gesehen, die hatten feintuchene Kleider an und eine Ahrenkette über dem Magen hangen, fast so groß wie eine Ruhkette, und die haben fix französisch parliert, oder hochdeutsch, aber der Mordio-Peter hat doch die Ahren herausgestreckt. Item, daß es Mordio-Peter gibt, wundert mich nicht, daß aber Leute

da sind welche ihnen die Waare abnehmen, mit der sie hausiren, das wundert mich. Doch wenn man bedenkt, wie der Hans gern Neues hört, statt am Alten genug zu haben, daß die Greth' und die Käth', die Appolin und die Theres lieber von Sachen sich unterhalten die von answärts kommen, als nachzusehen, wie's hinter ihrer Thür und in ihrem Herzen ausseht, so begreift man das auch noch.

Mein Großvater selig, der war ein anderer, der hat nie lang geschwätzt. Sein höchstes Wort hieß: „Grad' durch!“ und wenn dieses einmal haussen war, dann galt's. So erinnere ich mich, daß, als Kind, ich eines Tags ins Großvaters gewesen; es war nach der Schule, so zwischen Licht und Dunkel. Ich hatte beim Friz, im Futterstall, etliche Kartoffeln geholt und in Scheiben zerschnitten; die klebte ich an den Ofen, um Ruchlein daraus zu backen, und wo sie nicht wollten hängen bleiben, da half ich mit natürlichem Mundleim nach. Da knurrte der Spitz unter dem Tisch und gleich darauf kam der Mordio-Peter in den Hof. Der Großvater zog einen schiefen Mund, denn der Peter war für ihn, was für manche Leute eine Kröte ist. Mit einem: Guten Abend! Guten Abend, Herr Schulz! schlüpfte der Besucher zu der kaum geöffneten Thür herein; „wie geht's, wie steht's mit der werthen Gesundheit?“ Der Großvater brummte etwas in den Bart, die Großmutter hieß den Peter auf die Bank sitzen. Der blieb mit gehörigem Respekt vom Tische entfernt, denn der Spitz, der mit dem Großvater, scheint's, einerlei Meinung war, knurrte und schnurrte in einem fort. Nun holte der Peter die Tabakdose aus der Tasche, klopfte drauf, öffnete sie und bot dem Großvater eine Prise. Dieser schüttelte den Kopf und drehte in einem fort seine Daumen über den gefalteten Händen. Peter schnupfte, stäubte den Tabak vom Brustflaz, steckte die Dose wieder ein und schnallte dann den Neugleichsack auf.

„Glücklich, Herr Schulz, sagte er, wenn man eine Gesundheit hat wie Sie! da ist aber das arme Schäfer-Grethel; der arme Tropflied't übel! Da geh' ich gestern durch die Kirchgaß, und als ich an's Haus komm', da hör' ich etwas klopfen, gerade wie wenn einer nach dem Herbst an den Fässern probirt. Weiß nicht, wie mich das dünkt, denn unter's Schäfers Haus ist kein Keller. Ich, heidebritsch, hinein, und je näher ich komm, desto deutlicher wird das Geoppel. Was war's? hol' mich der Kukul, wenn 's nicht wahr ist! Des armen Grethels Herz ist's, das so klopf't und hämmert!“

„Mordio!“ sagte trocken der Großvater. Ein Anderer hätte den Faden verloren, unser Peter aber nicht; der schaute zum Fenster hinaus, wie der Wind den Schnee von den Dächern wirbelte und im Hof und auf der Gasse zusammen segte.

„Hundewetter, Herr Schulz, fing er wieder an, Hundewetter, auf Ehre! Wer weiß, wie's noch gehen mag! Des Försters Haus im Behwald, das ist eingeschneit bis aus Karmin, und die Kühe stehen im Stall dermaßen im Schnee, daß die eine die Ziegel gelüpfst hat mit den Hörnern. Den Leuten wird die Zeit lang werden bis zum Frühjahr.“

„Kann sein, meinte der Großvater; allein der Förster hat kein Wort davon gesagt, als er diesen Morgen hier gewesen.“

Mittlerweile war's finster geworden und die Großmutter zündete die Ampel an. Da nahm Peter die Zeitung vorsichtig, um dem Hunde nicht zu nahe zu kommen, vom Tisch und schneifte darin herum. „Lumpenzug das, sagte er spöttisch, das macht keine Maus fett! Sapperlot! als ich noch in Spanien war, Herr Schulz, da ist's anders gegangen! 'S war unter dem Alten mit dem kleinen Hut und dem grauen Rock. Da hat's gekracht! Hol' mich der Henker, wenn da nicht das Blut geflossen ist, wie der Rennbach droben über die Felsen herabschießt. Mir ist eine Kugel hinter dem einen Ohr 'nein und am andern heraus, das heißt, sie war stecken geblieben, damit ich's recht sage, und da hatte ich just mein Sackmesser genommen, um das vertrackte Ding herauszubohren. Kommt da der Kaiser, mutterseelenallein, den Weg herauf, bleibt stehen und fragt: „Peter, was machst mit dem Messer?“ und da bin ich denn kerzengrad aufgestanden, hab's Gewehr präsentirt und gesagt: Majestät, sag' ich, ich will frisch laden; drum hol' ich mir die Kugel aus dem Ohr, die ein närrischer Spanier mir hineingeschossen. Da hat er mir auf die Schulter geklopft und gesagt: Peter, sagt er, du bist ein braver Kerl! Er hat mir auch das Kreuz geben wollen, hat aber eben kein's bei sich gehabt, und als er mir's später geschickt, da ist's an eine falsche Adresse gekommen. Ich heiße Gimpel, und da sagen und schreiben die Welschen Jem Bell, und so ist's halt geschehen, daß ein ander von meinem Regiment, Namens Bell, das Kreuz gekriegt hat, für mich aber war's bestimmt.“

Der Peter saß trocken und blieb trocken sitzen, denn, wie streng er auch erzählte, der Großvater langte nicht nach dem weißen Krüglein auf dem Eckschaf, um einen Trunk zu holen. Das mag

Schuld gewesen sein, warum der Mordio-Peter sich verabschiedete. Als er draußen war, athmete der Großvater tief auf und sagte: „Mutter, mach' Fenster und Thür auf, daß das Gedings hinaus kann.“ Was denn, Großvater? fragte ich, ganz verwundert in der Stube rings um schauend. „— Die Lügen! war seine Antwort, denn diese dürfen nicht unter unserm Dache bleiben.“ — Das ist das Beste, was man thun kann, wenn ein Mordio-Peter zu Besuch da gewesen, denn wenn nur ein Faden von dem höllischen Lügenzeug in einem Hause hängen bleibt, so thut's nicht gut!

Noch etwas über den Rebbau.

(Gabe einer Freundin.)

Lieber Konrad,

Es ist mir so recht zu Herzen gegangen, als du mir geklagt hast, legsthin, da wir uns fanden am Ufer der wilden Aar, im schönen Schweizerland. Du wirst dich noch daran erinnern, auf der grünen Bank vor dem netten Sennerhäuschen, wo wir unsern Schoppen tranken. Vom Schoppen kam's auf die Reben, und da hast du angefangen zu seufzen und zu klagen, was diese doch so viel kosten. Es ist fast nicht mehr zu machen, hast du gesagt, denn, wenn ich nur rechne, was der Dung kostet, so stehen einem die Haare zu Berg! Derlei Sorgen hab' ich nun, aus guten Gründen, nicht, dieweil ich mein Vermögen irgend anderswo angelegt als im Rebbau, darf aber doch ein Würtlein mitreden; füttemal ich mitten in den Reben sitze, und mich immer recht eifrig um dieselben bekümmert habe. Da hat man mir etwas gesagt, was gewiß seine Berechtigung hat, und was du leicht probiren kannst. Eben weil's dir am nöthigen Dung fehlt, könntest du's einmal damit versuchen.

Es handelt sich darum, das Rebbholz als Besserung zu benützen. Wenn man etwa einen verlorenen Platz hat, so schneidet man das Holz klein und häuft es auf, indem man etwas Erde, oder Unkraut, Rehricht, Straßenstaub, Schlamm aus dem Bach und dergleichen darunter mischt. Man begießt den Haufen mit Mistlache, Schüßelwasser, oder auch, wenn diese mangeln, mit gewöhnlichem Wasser. Auf diese Weise geht das leichte Holz schnell in Fäulniß über, und bis Spätjahr gibt dieß ein kapitaler Dung. Will man die Sache etwas schneller betreiben, so darf man nur eine kleine Quantität ungelöschten Kalks beifügen, doch bei Leibe nicht zu viel, denn sonst könnt's leicht Flammen geben. Hast

du keinen Platz, der sich hiezu eignet, so laß im Frühjahr Furchen graben in deinen Reben, lege das kurzgeschnittene Holz hinein und deck's beim Hacken zu; auch so zersetzt sich das Rebholz leicht und gibt einen recht nachhaltigen Dung aus.

Diese Art, die Reben zu bessern, leuchtet mir um so mehr ein, weil man dem Weinstock wieder gibt, was er verloren. Ja, wirst du mir einwenden, das Rebholz gehört meinem Rebmann. Nun, sag' ich, so kauf's ihm ab und mach' einen Versuch damit; wirst sehen, es lohnt sich schon der Mühe.

In Erwartung des Wilses, das du mir versprochen, bleibe ich dein getreuer

Gottlieb.

Merkwürdige Briefadressen.

Auf einem deutschen Grafengute wurde eine beträchtliche Heerde veredelter Schafe gehegt, über die ein junger, gewürfelter Bursche die Aufsicht hatte, was ihn nicht verhinderte, der schmucken Stallmagd, welche Ochsen und Rüh beforgte, den Hof zu machen. Sie nahm seine Huldigungen freundlich an. Als nun die Herrschaft für einige Zeit in die Stadt zog, mußte die Magd auch mit, und eine Korrespondenz sollte die beiden Liebenden während der Trennung entschädigen. Folgende Adressen wurden auf ihr Briefe geschrieben:

An den veredelten Schafknecht, Georg Hanfmeyer.

An die Aufseherin des hochadelichen Rindviehs, Barbara Backer.

Der hat's doch verstanden!

Zu einem Doktor und Professor der Theologie, welcher Anno 1775 starb, kam ein junger, als guter Lateiner bekannter Theolog, und bat ihn um seine Stimme zur Erlangung eines eben an der Universität vakanten Stipendiums. Der Professor hatte sich gerade an den gedeckten Mittagstisch setzen wollen, doch zuvor noch einen Bauersmann abfertigen, der im Zimmer stand und ihm einen Brief vom Pfarrer seines Dorfes überbracht hatte. Da der Kandidat den Zweck seines Besuches nicht vor dem Briefboten offenbaren wollte, so trug er seine Bitte in lateinischer Sprache vor. Der Professor hatte seine Stimme vermuthlich schon einem andern Studenten versprochen, und gab dem Bittenden eine abschlägige Antwort, deren Schluß lautete, wie

folgt: *Mihi non est hæc potestas*, was zu deutsch heißt: Mir gehört diese Gewalt nicht zu.

Bei dem letzten Worte, *potestas*, blickte er zufällig den Bauersmann an und deutete mit der Hand auf den gedeckten Tisch. Hierauf begleitet er höflich den Studenten bis an die Hausthür. Als er in die Stube zurückkommt, findet er den Boten an die Tische sitzend und mit gesundem Appetit essend.

„Wer hat Euch denn die Erlaubniß dazu gegeben?“ fragt er erstaunt und unwillig. Ganz gelassen entgegnete der Mann: „Als Sie vorhin hinaus gingen, schauten Sie mich ja gar freundlich an und sagten: *Bot' eßt das!* und da ich eben großen Hunger verspürte, so hab' ich die Einladung gern angenommen.“

Ein Mißgriff.

Ein Bauer hatte vom Pfarrer den Auftrag erhalten, seinem Amtsbruder drüben im Nachbardsdorse ein Schreiben zu überbringen und auf die Antwort zu warten. Der Herr Pfarrer war eben in recht freundlicher Laune, und ließ, während er die Antwort schrieb, dem Bauersmann ein Glas Wein vorsetzen. Zum Unglück aber vergriff sich die Köchin und nahm, statt einer Weinflasche, die Oelflasche aus dem Vorrathsschrank und füllte auch in der Eile das Glas damit, ohne ihren Irrthum zu bemerken, da es bereits zu dunkeln anfing. Der harrende Briefträger nahm ein Schlückchen aus dem vorge-setzten Glas, weil ihm jedoch das kuriose Getränk nicht behagte, ließ er's ruhig stehen, ohne nochmals davon zu trinken. Als der Pfarrer dieß bemerkte, sagte er: „Es scheint, Ihr wollt meinen Wein nicht versuchen? Greift nur herzhaft zu und macht nicht lange Komplimente!“

„Nee, nee, Herr Pfarrer,“ entgegnete der Bauer, indem er voll Ekel und Widerwillen den Mund abwischte, „Euer Wein is mer viel zu fett!“

Die Nachtschelle.

An einer bekannten Straßburger Apotheke wurde, es ist noch nicht gar lange her, die Nachtschelle angezogen, gegen ein Uhr Morgens ungefähr, und ihr heller Ton erklang laut durch das stille Haus. Der gutmüthige Besitzer der Apotheke war kurz zuvor erwacht, und da er wußte, daß sein Gehilfe sich ziemlich müde und etwas unwohl zu Bette gelegt hatte, so stand er selbst auf, schlüpfte hastig in die Kleider und ging hinunter die Thüre zu öffnen. Aber weit und

breit war kein Mensch zu sehen. Ziemlich unwirksam ging er hinauf in sein Zimmer, doch kaum hatte er sich wieder niedergelegt, so schellte es abermals. Der pflichtgetreue Mann öffnete bald darauf zum zweitenmal die Thür, und draußen stand eine ärmlich gekleidete Frau, die für zwei Sous Kamillen begehrte, um ihrem kranken Kinde Thee zu kochen wegen arger Leibschmerzen. Während der Apotheker die Kamillen aus der Lade nahm, fragte er: „Het Sie villicht vori schunn g'schellt?“

„Ei, freili, lieber Herr, bejahete die Frau, amwer kuum har i d'Schell angezdulje g'het, ze-n-isch m'r's yngsalle, daß i numme-n-e Su im Sack habb, un do har i halt gedenkt, i will g'schwind widder heim gehn un noch e Su hole, denn 's isch doch nit e rächt de-n-Abbetheker for ein Su nurr uff em Bett ze trywe.“

„Diß wär uff Eins eruß summe, belehrte der Apotheker, denn jekt har i for zwei Su, zweimool eraa gemüest!“

Wortgetrene Abschrift.

Rechnung vor Herrn Schulmeister Larman an Schuhmacherarbeit.

	Fl. R.
1819.	
Am 30. Juni. Den Gussel zugenäd und aufgebrennt.	» 3
= 8. Aug. Den jungen Fritzel gefolt und eingefast.	» 15
= 20. Sept. Ihn sebst (den Schulmeister) zugenäd.	» 48
= 10. Okt. Die Marie grad geklopft und gerüstert	» 6
= 12. Okt. Den Gussel abermals zugenäd	» 2
= 15. Okt. Die Frau Schulmeisterin und Jungfer Malchen zusammengeflickt	» 4
= 15. Okt. Der Jungfer Louise ein Rieschter aufgesetzt.	foscht nix
= 6. Nov. Die Jungfer Lotte überzogen und eingefast, Zeug geliefert	» 15
= 15. Nov. Die Tekla zugenäd und gerüstert	» 6
= 26. Nov. Dem Emanuel ein Paar Schu gemacht.	1 30
= 6. Dez. Seine Pandoffen geflickt.	» 6
= 10. Dez. Die Dorese unterlegt und besetzt	» 4
= 10. Dez. Der Jakob den Butter vom Gundolsheimer Markt mitgebracht	» 2
Macht zusammen.	3 21
Dankbar empfangen, Joh. Gaeßmer, Schuhmacher.	

Kurioser Verweis.

Einem Berliner Schneidermeister, der ein großer Freund des Schauspiels war, kam im Theater einigemal das Schnupstuch aus der Tasche, ohne daß er etwas davon merkte; ein listiger Dieb hatte es ihm wegstibigt. Als er nun wieder ins Schauspielhaus ging, näherte er klug und vorsichtiglich sein Tuch inwendig an der Tasche fest und ließ gar verlockend den Zipfel heraushängen. Bald war ein gewandter Taschendieb hinter ihm und zupfte und zupfte, und zog vergebens an dem hartnäckigen Luche, das weder mit Liebe noch Gewalt herauswollte. Der Schneider, vergnügt ob seiner gelungenen List, dreht sich lachend um und schaut den ungeschickten Dieb spöttisch an. Dieser merkt nun die Falle, die ihm gestellt worden, kommt jedoch nicht aus der Fassung, sondern hält dem lachenden Schneidermeister die geballte Faust unter die Nase, und schimpft voll Ingrimm: „Hallunke, Spizbube! was braucht Er ehrliche Leute für Narren zu halten?“

Der Kreuzerwecken.

Zur Zeit als das Brod theuer und das mürbhe Gebäck überaus klein und niedlich waren, schickte die Meisterin ihren Lehrburschen in später Nacht fort, um einen Kreuzerwecken zu holen. Der Junge klopft an den Bäckerladen; allein die Bäckerin hat schon Feierabend gemacht und der Laden wird nicht geöffnet. Beim starken, anhaltenden Klopfen des Lehrlings, kommt der Bäcker aus seiner Backstube und fragt nach seinem Begehr. „Meine Frau Meisterin hätte gern noch einen Kreuzerwecken,“ lautet die Antwort. „Komm morgen wieder, meint der Bäcker, denn für einen Kreuzerwecken lohnt sich's nicht der Mühe den Laden aufzumachen.“

„Nu, wissens was, spöttelt der Lehrbursche, steckens mir das Beckelchen durch's Schlüffelloch heraus!“

Das ist der Unterschied.

Zum Großherzog von Mecklenburg kam eine arme Bäuerin und bat ihn, ihren Sohn vom Soldatendienst frei zu geben. „'S geht nicht, gute Frau, sagte der Fürst, ein Soldat muß seine Zeit aushalten. Ich selbst bin Militair, und muß es auch bleiben.“

„Glaub's schon, Herr Großherzog, meinte das Weib, Ihm schad's halt nix, denn Er hat nix g'lernt, mein Sohn aber ist Schäfer. Das is d'r Unterschied.“

Die Rückkehr der Sieger.

(Mit einer großen Abbildung.)

Etwas zu suchen und zu finden, das geeignet ist für das altherkömmliche große Bild des Kalanders, macht in der Regel alljährlich dem Boten ziemlich Kopfschmerz und wird ihm zur Hauptaufgabe, die er zu lösen hat. So mußte er auch wieder für das Jahr 1869 lange hin und her denken und simuliren, bis er einen festen Vorsatz in dieser Staatsangelegenheit fassen konnte, und bringt nun seinen lieben Lesern eine ganz absonderliche Darstellung des Heimzugs der siegreichen Engländer nach der glückhaften Eroberung der abbyssinischen Bergfeste Magdala, mit Elefanten und Pferden und Kindern. Es wird einem wahrlich recht kurios und schwindelig zu Muth, wenn man das Bild betrachtet, mit den himmelan starrenden Felsen, an welchen der schmale Weg sich hinwindet, von dem ein Fehltritt hinabstürzen macht in den tiefen Thalgrund. Die drohende Gefahr ahnend, schreiten Menschen und Thiere behutsam voran, und wir wollen ihnen von Herzen wünschen, daß sie glücklich, mit heiler Haut, anlangen mögen auf der minder gefährlichen Ebene.

Bevor der Bote erzählt, was den Kriegszug der beharrlichen Engländer veranlaßt hat, will er einige Worte sagen von dem fernen, weitentlegenen Lande, in welchem er stattgefunden.

Abbyssinien, auch Abessinien, ist eine große, ausgedehnte Gegend in Ost-Afrika, und gränzt gegen Norden, an Nubien, gegen Osten, an das Rother Meer, gegen Westen, an Sennaar, und gegen Süden erhebt sich ein hohes Gebirg, alpenartig, daher manche europäische Reisende diesem Lande schon den Namen, die afrikanische Schweiz, beigelegt haben. Es wird von einigen Zu- oder Nebenflüssen des mächtigen, segen spendenden Nilstroms bewässert, hat ungefähr 788,000 Quadrat-Kilometer im Umfang und etwa vier Millionen Einwohner. In früheren Zeiten stand die ganze Gegend unter der Herrschaft eines einzigen Fürsten, Groß-Negus genannt, seit zwei Jahrhunderten aber ist sie in etliche unabhängige Staaten getheilt. Die Abbyssinier sind, der Religion nach, Christen sonderer Art, denn die Vielweiberei ist bei ihnen gäng und gebe, wie bei den Türken und Mahometanern, und, der Sage nach, sollen sie von einem Sohne Ham's abstammen. Ihr Haupthandel besteht in Elfenbein und Goldstaub. Das Land hat sich von jeher abgeschlossen gehalten von dem äußeren Verkehr, und eine Gesandtschaft, die der

König von Frankreich, Ludwig XIV, einst an den Groß-Negus schickte, mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren. Seit mehreren Jahren aber hat dieses strenge Verhältniß Abbyssiniens, das im grauesten Alterthum unter dem Namen Aethiopen bekannt war, um Vieles sich geändert. Anno 1855 wurde der, leider nur allzu berühmt gewordene, dunkelfarbige Negus, Theodoros genannt, zum König gekrönt und nahm sein Hoflager in der Stadt Debra-Labor, woselbst er anfänglich die zu ihm kommenden Europäer freundlich aufnahm und ihnen allerlei Vortheile gewährte. Die englische Regierung schickte einen Consul an ihn ab; auch Missionare wanderten in sein Land und mehrere Handwerksleute, deren Kenntnisse und Geschicklichkeit Theodoros sehr willkommen waren. Bald aber wendete sich das Blatt. Der Negus war ein launenhafter, grausamer Tyrann, ein rechter Wütherich, und um die geringste Kleinigkeit, manchmal sogar ohne Ursache, ließ er die Europäer gefangen nehmen und in Ketten und Banden schlagen an Händen und Füßen. Dem Vertreter Englands, Cameron mit Namen, ging's auch nicht besser, und ein zweiter Consul, Kassam genannt, der die Freilassung der unglücklichen Gefangenen begehren sollte, hatte das nämliche Loos.

Nun dachten die Engländer ernstlich auf einen Kriegszug in das ferne Land und auf Bestrafung des schwarzen Tyrannen, der, wie berichtet ward, immer von vier zahmen Löwen umgeben war, und auch mit seinen eigenen Unterthanen schrecklich und furchtbar hauste. So war er einmal mit einem benachbarten Fürsten in Fehde und zog mit seinem Heer gegen ihn aus, überall sengend, brennend und mordend. Sein eigenes Landvolk flüchtete sich vor dem Wütherich und suchte Hab' und Gut in Sicherheit zu bringen. Ergreift hierüber, ließ Theodoros Jagd machen auf die armen, waffenlosen Menschen, und die Eingefangenen niedermeßeln. Eines Tages führte man auf der Hochebene von Wadla einen abbyssinischen Bauer vor ihn, der auf Befragen, warum das Landvolk vor seinem Könige flüchte, mit seltenem Freimuth die Gründe auseinandersetzte, welche die friedlichen Pflanzler veranlasse, dem heranahenden Heere zu entfliehen. Theodoros, der sonst wohl offene Rede vertragen konnte, war eben an diesem Tage voller Zorn und Grimm, denn ausgesandte Boten hatten ihm berichtet, was er lange für unmöglich gehalten, daß in Zula eine Abtheilung englischer Pionniere gelandet sei, um die Vorbereitungen zum Kriegszuge gegen ihn zu

treffen. Der arme, freimüthige Bauer ward das unglückliche Opfer seines Grimmes, denn, zum Oberhenker Maschescha gewandt, schrie der Unmensch: „Schneide diesem verwegenen Bauer Ohren, Nase, Zunge, Hände und Füße ab, und laß ihn dann laufen, damit er Bericht von mir erstatte.“ — Und so geschah's auch!

Gegen diesen schwarzen Wütherich also, rüsteten sich die Engländer mit Bedacht und aller nöthigen Vorsicht zum Kriege, und zu Anfang des Jahres 1868 brach das brittische Heer, sobald es, nach einer glücklichen Ueberfahrt, an der Küste des Rothen Meers gelandet, in Abyssinien ein, unter dem Befehl des Obergenerals Robert Napier, der schon in Ostindien glänzende Proben seiner Umsicht und seiner Tapferkeit abgelegt hatte. Nicht auf's Gerathewohl hin wurden die ersten Monate des Jahres zu den Kriegsoperationen genommen, denn wenn wir in Europa Sommerzeit haben, herrscht in jenen Ländern der Winter, nicht aber, wie bei uns, mit Eis und Schnee, sondern mit anhaltendem, starkem Regenwetter. Die Flüsse schwellen mächtig an, treten aus ihren Betten und überfluthen die Gegend weit und breit, die dadurch ganz unzugänglich wird, und fogar gefährlich und unheilbringend für die Einwohner.

Im Märzmonat drangen die Engländer in kurzen Tagemärschen vor, mit aller nöthigen Behutsamkeit und Vorsicht. Der durch tiefe Bergschluchten dahinbraufende Bachlofluß wird überschritten und vorwärts geht's auf schmalen, schwindelnden Felsenpfaden, die große Schwierigkeiten darbieten, besonders für die Lastthiere, welche Mundvorrath und Kriegsbedarf dem Heere nachtragen, das mit jedem Schritte der hochgelegenen Felsenfeste Magdala sich nähert, in welche Theodoros seine europäischen Gefangenen sämmtlich hatte führen lassen und in deren Umgebung er ein verschanztes Lager aufgeschlagen, und daselbst die heranmahenden Engländer festen Fußes erwartete. Endlich, nach langen Mühen, erreichen sie, in den ersten Tagen des Aprils, die Hochebene Talanta, und erblicken von ferne die für unüberwindlich gehaltene Festung, in der die armen, gefesselten Gefangenen nach Erlösung schmachten.

Hier ordnet General Robert Napier sein Heer in Schlachtordnung und sendet dann an Theodoros ein Schreiben, in welchem er die unverzügliche Auslieferung aller Gefangenen verlangt. Der stolze Negus aber würdigte diesen Brief keiner Antwort, was bei seinem hochfahrenden Charakter nicht verwunderlich war; er hielt es

für eine Schande so geradezu der Aufforderung Folge zu leisten. Nur stand jetzt zu befürchten, daß er, in seinem gereizten Zorn und in seiner Wuth, die Gefangenen niedermeßeln lasse und ihre blutigen Häupter ins englische Lager schicke. Doch, wunderbar! solches geschah nicht; Gottes Vaterauge wachte über die Unglücklichen und sie erlitten kein größeres Leid! Wer hätte solche Schonung von dem grausamen, gereizten Wütherich erwartet!

Am 10. April fand ein Treffen statt. Etliche tausend abyssinische Krieger, mit sechs Kanonen versehen, eröffnen das Feuer, werden aber alsobald von den Britten in die Flucht geschlagen, ziehen sich in Unordnung gen Magdala zurück und verschanzen sich dort. Der englische Feldherr sendet eine neue Botschaft an Theodoros und gestattet ihm vierundzwanzig Stunden Zeit zur Uebergabe. Wieder keine Antwort. Nach abgelaufener Frist beginnt die Beschießung der Bergfeste und die Erstürmung. Verzweifelter Widerstand erwartet die Engländer; allein er ist nutzlos. Siegreich dringen sie ein in die gewaltige Felsenburg, in deren Höfen und Gebäuden der Kampf fort dauert und Leichen auf Leichen sich häufen. Als die Wuth des Sturmes sich gelegt und ein Augenblick der Ruhe eintritt, forschet und sucht man nach Theodoros. Dort liegt er leblos, mit kugeldurchschossenem Kopfe, neben ihm eine Pistole! Ziel er im verzweifelten Kampfe, oder hat er sich selbst das Leben genommen? Niemand weiß es genau, doch ist es höchst wahrscheinlich, daß dieser willenskräftige Tyrann vorgezogen hat von eigener Hand zu sterben, als in Schande und Gefangenschaft zu gerathen, denn Feigheit kannte er nicht.

Für die armen Gefangenen hatte nun die Stunde der Freiheit geschlagen, und voll Dankbarkeit gegen den barmherzigen Gott und ihre siegreichen Retter konnten sie ihre Kerker verlassen, und wieder hingehen ein Jeglicher wohin sein Herz ihn zog.

Es klingt fast wie ein Märchen, und es ist dennoch wahr, daß die Engländer in diesem blutigen Streit keinen einzigen Mann verloren haben; bloß ein Offizier und vierzehn Soldaten wurden verwundet, während die Abyssinier fünf hundert Töbte und fünfzehn hundert Verwundete zählten. Natürlich muß berücksichtigt werden, daß das englische Heer dem afrikanischen weit überlegen war an Kriegsbedarf und Kriegeskunde, und daß die Soldaten und ihre Anführer befehlet waren von dem ermuthigenden Gedanken für eine gute und gerechte Sache zu kämpfen.

derung
irchen,
n seine
affe und
schick.
Gottes
und fr
e solche
en Wü

Erliche
anonen
er also
blagen,
zurück
eldherr
os und
Zeit zur
abge-
r Berg-
Widers
ist nutz
wältige
iden der
ben sich
gelegt
forscht
liegt er
neben
ampfe,
innen?
l wahr-
Lyrann
en, als
athen,

nn die
Dank-
d ihre
er ver-
wohin

es ist
diesem
toren
daten
r fünf
rwin-
wer-
ischen
tegeb-
ührer
anken
en.



Janak Langen

Die Rückkehr der Sieger.

In der Festung Magdala, Theodoros erfürtemt Zufluchtort, sanden die Engländer großen Reichthum und ungewöhnlichen Prachtaufwand; da hingen Kriegsbrüslungen und Waffentrophäen aller Art, ungeheure goldene Kronen, zehntausend Schilde und eben soviel Lanzen, und an zwanzig große Kanonen und Mörser standen auf den Mauern; aber das Alles hat den Sturz des Tyrannen nicht verhindert; seine Stunde hatte geschlagen!

Da, wie bereits erzählt worden, mit dem Ende des Maimonats und dem Anfang Junis, die gefährliche Regenzeit in Abyssinien beginnt und den ganzen europäischen Sommer hindurch dauert, so sand's General Robert Napier für rathsam, da er ja so schnell und glücklich seinen Zweck erreicht hatte, alsobald seine Vorkehrungen zu treffen zur erfreulichen Rückkehr nach dem Siege. Das Heer hatte einen weiten und mühsamen Weg zurückzulegen, bevor es die Schiffe erreichte, welche an den Ufern des Rothen Meeres seiner harrten, und das große Wild, das der geneigte Leser nun nochmals aufmerksam beschauen mag, gibt uns eine richtige Darstellung des Heimzugs über schroffes Felsgestein.

Was aus den vier zahmen Löwen geworden, von denen Theodoros immer umgeben war, hat der Vöte nicht genau erfahren können. Vermuthlich haben die Engländer diese Thiere mitgenommen als eines der Siegeszeichen, und wenn einer oder der andere der freundlichen Leser des Kalenders einmal nach London, der Hauptstadt Englands, kommt, so kann er diese vierfüßigen Wächter des bestraften Regus von Abyssinien im zoologischen Garten dort bewundern.

Schließlich bemerkt der Vöte noch, daß der tapfere General Robert Napier, der siegreiche Erstürmer von Magdala, mit dankbaren Ehrenbezeugungen und Ehrentiteln aller Art belohnt wurde, bei seiner glücklichen Ankunft in England.

Die faserlosen Bohnen.

Der Wegger-Michel ist zwar kein Schlecker, aber doch im Essen etwas kritisch und häcklig, und im Spätjahr ärgern ihn besonders die Fasern und Fäden an den grünen Bohnen. Nachdem er lange mit seiner Frau darüber gehabert und diskutiert hatte, nimmt er sich einmal eine gute Stunde Zeit, und reinigt die „Bohneschiffe“ mit eigener Hand; vorsichtig, die Brille auf der Nase, schneidet er jede Faser auf beiden Seiten ab und freut sich schon zum Voraus auf die

köstlichen, faserfreien Bohnen, studirt sogar im Geiste schon die Predigt ein, welche er, während des Mittagessens, seiner Frau, einer sonst ganz geschickten Köchin, über das Bohnenreinigen halten will.

Nun denn, die Bohnen kommen auf den Tisch, sind aber weit reicher noch an Fasern als je. „Siehst jetzt, Michel, sagte die Frau, daß man das Dings mit keiner Liebe und Sorgfalt genug wegbringt.“

„Jetzt will ich aber in Zukunft auch nichts mehr sagen, meint der Wegger-Michel ganz verduzt, hab mir doch alle Mühe gegeben um's recht zu machen! 'S scheint eine ganz eigene Sache zu sein mit dem verwünschten Bohnenreinigen!“

Daß aber die listige Frau Wegger-Michel die sauber und sorgfältig gereinigten Bohnen abseits gelassen und ganz ungeriehte gekocht und aufgetischt hatte, das sagte sie ihrem gestrengen Ehemann nicht. Von diesem Tag an gab's jedoch keinen Zank und keinen Vorwurf mehr wegen der grünen Bohnen.

Ein ungebetener Gast.

Der Hans hatte immer eine durstige Leber, selten jedoch Wein im Keller oder Geld für's Wirthshaus im Sack, drum begnügte er sich gern mit kühlender, gestandener Milch. Da setzt er auch einmal in seinem brennenden Durst den Milchhasen an den Mund und trinkt und trinkt bis nichts mehr herausläuft. Er wirft einen sehnsüchtigen Blick in den, wie er meint, leeren Hasen, sieht was Schwarzes noch drinnen liegen, langt's heraus und hat eine todte Maus am Schwänchen. „Also, du hast von der Milch gefoffen, du Bestie! ruft der Hans ganz zornig, 's ist mir doch gleich so wenig vorgekommen! Nun geht mir ein Licht auf, wie eine Fackel!“

Triftiger Grund.

Ein Mann, dem's, wie manchem Andern noch, an Geld fehlte, kam zu einem vornehmen Staatsrath, und sprach ihn um Hülfe an, mit dem Bemerkten, er gehöre zu derselben Familie wie er, denn der Adam im Paradies sei ja Beide der uraltre Stammvater. Der Staatsrath sagte lächelnd, er theile ganz des Geldbedürftigen Meinung, bot ihm ein Sechskreuzerstück dar, und setzte hinzu: „Wenn Euch nun unsre übrigen Verwandten alle eben so viel geben, so werdet Ihr bald reicher sein als ich.“

War's ein Traum oder nicht?

(Mit einer Abbildung.)

Der geneigte Leser versetze sich nun in Gedanken an eine kleine englische Eisenbahnstation, in der Umgegend von London, die ganz vereinsamt dasieht, in ziemlicher Entfernung vom nächsten Kirchdorfe und einigen umliegenden Pachtböfen und Landgütern. Eines der letztern, das Haus am Moor genannt, ist zu vermieten, denn der alte Herr desselben hat das Zeitliche gesegnet, und der junge Herr, sein Neffe, will nicht auf dem Lande wohnen, und hat drum eine Anzeige in die Londoner Zeitungen einrücken lassen.

Gegen Abend stieg ein Reisender, der Lust hatte dieses Landgut zu mietzen, an der Station aus. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren und stand einem kleinen Handelsgeschäft in Englands Hauptstadt vor. Eine junge, hübsche Frau und zwei allerliebste Kinder verschönerten sein Leben. Reich war er eben nicht, allein der Handel ging gut und er verdiente genug um angenehm davon zu leben und jeden Sommer einen Ausflug mit seiner kleinen Familie machen zu können, entweder an das Meeresufer oder auf das Land.

Es war ein schöner Märzabend und die Anzeichen des nahenden Frühlings konnte man deutlich sehen und im lustigen Gezwitscher der Vögel hören. Wohlgemuth verließ William, so hieß der junge Kaufmann, die Station, und betrat einen gutgehaltenen Feldweg, auf welchem er bald einen Bauersmann einholte, der auch mit dem Eisenbahnzug gekommen war.

— Ihr seid wohl zu Hause, guter Freund, ehe es Nacht wird? mit dieser Frage knüpfte William das Gespräch an.

— Ja, Herr, ich wohne in dem Dorfe dort, antwortete der Bauer, indem er auf den spitzen Kirchturm wies; das zweite Dach von der Kirche, das ist mein Haus.

— Und das große dort, mit dem rothen Dache? forschte William weiter.

— Das, Herr, ist das Haus unsres Landrichters, antwortete der Gefragte, und setzte hinzu: Ihr wollt gewiß auch nach dem Dorfe?

— Nicht doch, guter Freund, sagte William; ich möchte gern das Haus am Moor besuchen. Bewundert blieb der Bauer stehen und blickte seinen Gefährten fast furchtsam an.

— Wie? Was? das Haus am Moor? fragte er langgedehnt.

— Nun, ja; scheint Euch das so gar ver-

wunderlich? meinte William; ich bin eigens von London gekommen, um das Haus zu mietzen.

— Das härt' ich mir nimmermehr gedacht!

— Und warum nicht?

— Weil das Haus am Moor ein gar böses, unheimliches Haus ist! Ei, Herr, habt Ihr Nichts von dem alten, ehemaligen Eigenthümer gehört?

— Ich weiß nur, daß der alte Herr gestorben ist und daß sein Neffe das Haus vermietzen will.

— Gestorben?... Ja, freilich, hat man Euch aber nicht gesagt, auf welche Weise?

— Kein Wort davon...

— Und hat man Euch auch Nichts von dem Mädchen erzählt?

— Von welchem Mädchen? fragte William rasch, dessen Aufmerksamkeit immer größer wurde.

— Je nun, von dem Mädchen, das den alten Herren ermordet hat.

— Ermordet! rief William entsetzt, und gar von einem Mädchen, sagt Ihr?

— Ja, Herr, und es ist die schwärzeste That des Undanks und der Verruchtheit. Sie war von niedrigem Herkommen, aber die Milchschwester seiner einzigen Tochter, und als diese früh gestorben, da nahm er das Mädchen zu sich und hielt sie wie sein eigen Kind.

— Was hat sie denn zum Mord ihres Wohlthäters getrieben?

— Habsucht mag's gewesen sein; denn nach der Ermordung, da verschwand das Mädchen plötzlich und des alten Herrn Geldkasten fand man erbrochen und ausgeleert. Sechs Monate sind nun herum, und noch hat man nicht die geringste Spur von ihr entdeckt.

— Ist's aber auch fest erwiesen, daß dieses Mädchen die gräßliche That verübt hat?

— Da kann nicht der geringste Zweifel obwalten: In der Stunde, ja, in dem Augenblick, wo der Mord geschehen sein muß, war sie das einzige menschliche Wesen in der Nähe des alten Herren. Jeden Abend machte er einen Spaziergang durch das Wäldchen, das Ihr dort hinter dem Hause sehen könnt. Zuweilen war das Mädchen seine Begleiterin, was auch an jenem unheilvollen Abend geschah. Dieß haben mehrere Bauersleute bezeugt, die auf der andern Seite des am Wäldchen hinfließenden Baches vorübergegangen. Der, welcher sie damals zuletzt mit dem alten Herrn dort sah, war ein Bauer aus meinem Dorfe, ein rechtschaffener Mann, und der hat einen Eid darauf abgelegt. Eine Viertelstunde später, als es schon ziemlich dunkel ge-

wor d
einem
laufsch
cher,
nend,
am
sein
dem
dieser
Later
chen
wurde
Müll
Gehö
sie in
den
mit ei
graue
lagen
brode
beil,
sand
—
großer
—
schlan
selben
Winkel
Ställe
hinab
was n
lassen,
schwun
—
schreck
—
Frau
weil's
—
—
schen si
und rec
gen kö
Bengel
Wiel re
mit sein
geboren
schieden
—
bis jetzt
wollen
—
Herr, a
haben,

In der Festung Magdala, Theodoros er-
stürmtem Zufluchtsort, fanden die Engländer
großen Reichthum und ungewöhnlichen Pracht-
aufwand; da hingen Kriegsrüstungen und Waf-
fentrophäen aller Art, ungeheure goldene Kro-
nen, zehntausend Schilde und eben soviel Lanzen,
und an zwanzig große Kanonen und Mörser
standen auf den Mauern; aber das Alles hat den
Sturz des Tyrannen nicht verhindert; seine
Stunde hatte geschlagen!

Da, wie bereits erzählt worden, mit dem
Ende des Maimonats und dem Anfang Junis,
die gefährliche Regenzeit in Abyssinien beginnt
und den ganzen europäischen Sommer hindurch
dauert, so sand't General Robert Napier für
rathsam, da er ja so schnell und glücklich seinen
Zweck erreicht hatte, alsobald seine Vorkehrun-
gen zu treffen zur erfreulichen Rückkehr nach dem
Siege. Das Heer hatte einen weiten und mühs-
amen Weg zurückzulegen, bevor es die Schiffe
erreichte, welche an den Ufern des Rothten
Meeres seiner harreten, und das große Bild, das
der geneigte Leser nun nochmals aufmerksam
beschauen mag, gibt uns eine richtige Darstel-
lung des Heimzugs über schroffes Felsgestein.

Was aus den vier zahmen Löwen geworden,
von denen Theodoros immer umgeben war, hat
der Vöte nicht genau erfahren können. Vermuth-
lich haben die Engländer diese Thiere mitge-
nommen als eines der Siegeszeichen, und wenn
einer oder der andere der freundlichen Leser des
Kalenders einmal nach London, der Hauptstadt
Englands, kommt, so kann er diese vierfüßigen
Wächter des bestrafteu Negus von Abyssinien
im zoologischen Garten dort bewundern.

Schließlich bemerkt der Vöte noch, daß der
tapfere General Robert Napier, der siegreiche
Erstürmer von Magdala, mit dankbaren Eh-
renbezeugungen und Ehrentiteln aller Art be-
lohnt wurde, bei seiner glücklichen Ankunft in
England.

Die faserlosen Bohnen.

Der Metzger-Michel ist zwar kein Schlemmer,
aber doch im Essen etwas kritisch und häcklig,
und im Spätjahr ärgern ihn besonders die Fa-
sers und Fäden an den grünen Bohnen. Nach-
dem er lange mit seiner Frau darüber gehadert
und diskutiert hatte, nimmt er sich einmal eine
gute Stunde Zeit, und reint die „Bohneschiffle“
mit eigener Hand; vorsichtig, die Brille auf der
Nase, schneidet er jede Faser auf beiden Seiten
ab und freut sich schon zum Voraus auf die

köstlichen, faserfreien Bohnen, studirt sogar im
Geiste schon die Predigt ein, welche er, während
des Mittagessens, seiner Frau, einer sonst ganz
geschickten Köchin, über das Bohnenreinen halten
will.

Nun denn, die Bohnen kommen auf den
Tisch, sind aber weit reicher noch an Fasern als
je. „Siehst jetzt, Michel, sagte die Frau, daß
man das Dings mit keiner Liebe und Sorgfalt
genug wegbringt.“

„Jetzt will ich aber in Zukunft auch nichts
mehr sagen, meint der Metzger-Michel ganz
verduzt, hab mir doch alle Mühe gegeben um's
recht zu machen! 'S scheint eine ganz eigene
Sache zu sein mit dem verwünschten Bohnen-
reinen!“

Daß aber die listige Frau Metzger-Michel die
sauber und sorgfältig gereinten Bohnen abseits
gelassen und ganz ungereinte gekocht und aufge-
tischt hatte, das sagte sie ihrem gestrengen Ehe-
herrn nicht. Von diesem Tag an gab's jedoch
keinen Zank und keinen Vorwurf mehr wegen
der grünen Bohnen.

Ein ungebetener Gast.

Der Hans hatte immer eine durstige Leber,
selten jedoch Wein im Keller oder Geld für's
Wirthshaus im Sack, drum begnügte er sich
gern mit kühlender, gestandener Milch. Da setzt
er auch einmal in seinem brennenden Durst den
Milchhasen an den Mund und trinkt und trinkt
bis nichts mehr herausläuft. Er wirft einen
sehnfüchtigen Blick in den, wie er meint, leeren
Hasen, sieht 'was Schwarzes noch drinnen liegen,
langt's heraus und hat eine todte Maus am
Schwänzchen. „Also, du hast von der Milch ge-
soffen, du Bestie! ruft der Hans ganz zornig,
's ist mir doch gleich so wenig vorgekommen!
Nun geht mir ein Licht auf, wie eine Fackel!“

Triftiger Grund.

Ein Mann, dem's, wie manchem Andern
noch, an Geld fehlte, kam zu einem vornehmen
Staatsrath, und sprach ihn um Hülfe an, mit
dem Bemerken, er gehöre zu derselben Familie
wie er, denn der Adam im Paradies sei ja Bei-
der uralter Stammvater. Der Staatsrath sagte
lächelnd, er theile ganz des Geldbedürftigen
Meinung, bot ihm ein Sechskreuzerstück dar, und
setzte hinzu: „Wenn Euch nun unsre übrigen
Verwandten alle eben so viel geben, so werdet
Ihr bald reicher sein als ich.“

War's ein Traum oder nicht?

(Mit einer Abbildung.)

Der geneigte Leser versetze sich nun in Gedanken an eine kleine englische Eisenbahnstation, in der Umgegend von London, die ganz vereinsamt dasteht, in ziemlicher Entfernung vom nächsten Kirchdorse und einigen umliegenden Pachtböfen und Landgütern. Eines der letztern, das Haus am Moor genannt, ist zu vermietben, denn der alte Herr desselben hat das Zeitliche gesegnet, und der junge Herr, sein Neffe, will nicht auf dem Lande wohnen, und hat drum eine Anzeige in die Londoner Zeitungen einrücken lassen.

Gegen Abend stieg ein Reisender, der Lust hatte dieses Landgut zu miethen, an der Station aus. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren und stand einem kleinen Handelsgeschäft in Englands Hauptstadt vor. Eine junge, hübsche Frau und zwei allerliebste Kinder verschönerten sein Leben. Reich war er eben nicht, allein der Handel ging gut und er verdiente genug um angenehm davon zu leben und jeden Sommer einen Ausflug mit seiner kleinen Familie machen zu können, entweder an das Meeresufer oder auf das Land.

Es war ein schöner Märzabend und die Anzeichen des nahenden Frühlings konnte man deutlich sehen und im lustigen Gezwitz der Vögel hören. Wohlgemuth vertieß William, so hieß der junge Kaufmann, die Station, und betrat einen gutgehaltenen Feldweg, auf welchem er bald einen Bauersmann einholte, der auch mit dem Eisenbahnzug gekommen war.

— Ihr seid wohl zu Hause, guter Freund, ehe es Nacht wird? mit dieser Frage knüpfte William das Gespräch an.

— Ja, Herr, ich wohne in dem Dorfe dort, antwortete der Bauer, indem er auf den spizen Kirchturm wies; das zweite Dach von der Kirche, das ist mein Haus.

— Und das große dort, mit dem rothen Dache? forschte William weiter.

— Das, Herr, ist das Haus unsres Landrichters, antwortete der Gefragte, und setzte hinzu: Ihr wollt gewiß auch nach dem Dorfe?

— Nicht doch, guter Freund, sagte William; ich möchte gern das Haus am Moor besuchen. Verwundert blieb der Bauer stehen und blickte seinen Gefährten fast furchtsam an.

— Wie? Was? das Haus am Moor? fragte er langgedehnt.

— Nun, ja; scheint Euch das so gar ver-

wunderlich? meinte William; ich bin eigens von London gekommen, um das Haus zu miethen.

— Das härt' ich mir nimmermehr gedacht!

— Und warum nicht?

— Weil das Haus am Moor ein gar böses, unheimliches Haus ist! Ei, Herr, habt Ihr Nichts von dem alten, ehemaligen Eigenthümer gehört?

— Ich weiß nur, daß der alte Herr gestorben ist und daß sein Neffe das Haus vermietben will.

— Gestorben?... Ja, freilich, hat man Euch aber nicht gesagt, auf welche Weise?

— Kein Wort davon...

— Und hat man Euch auch Nichts von dem Mädchen erzählt?

— Von welchem Mädchen? fragte William rasch, dessen Aufmerksamkeit immer größer wurde.

— Je nun, von dem Mädchen, das den alten Herren ermordet hat.

— Ermordet! rief William entsetzt, und gar von einem Mädchen, sagt Ihr?

— Ja, Herr, und es ist die schwärzeste That des Undanks und der Verruchtheit. Sie war von niedrigem Herkommen, aber die Milchschwester seiner einzigen Tochter, und als diese früh gestorben, da nahm er das Mädchen zu sich und hielt sie wie sein eigen Kind.

— Was hat sie denn zum Mord ihres Wohlthäters getrieben?

— Habsucht mag's gewesen sein; denn nach der Ermordung, da verschwand das Mädchen plötzlich und des alten Herrn Geldkasten fand man erbrochen und ausgeleert. Sechs Monate sind nun herum, und noch hat man nicht die geringste Spur von ihr entdeckt.

— Ist's aber auch fest erwiesen, daß dieses Mädchen die gräßliche That verübt hat?

— Da kann nicht der geringste Zweifel obwalten: In der Stunde, ja, in dem Augenblick, wo der Mord geschehen sein muß, war sie das einzige menschliche Wesen in der Nähe des alten Herren. Jeden Abend machte er einen Spaziergang durch das Wäldchen, das Ihr dort hinter dem Hause sehen könnt. Zuweilen war das Mädchen seine Begleiterin, was auch an jenem unheilvollen Abend geschah. Dieß haben mehrere Bauersleute bezeugt, die auf der andern Seite des am Wäldchen hinsießenden Baches vorübergegangen. Der, welcher sie damals zuletzt mit dem alten Herrn dort sah, war ein Bauer aus meinem Dorfe, ein rechtschaffener Mann, und der hat einen Eid darauf abgelegt. Eine Viertelstunde später, als es schon ziemlich dunkel ge-

worden
einen S
lauschte
cher, un
nend, l
am M
seinem
dem al
dieser s
Laterne
chen m
wurde
Müllerk
Gehölz.
sie in d
den Ba
mit ein
grauenh
lagen in
brochene
beil, mi
sand ma
— U
großer V
— C
schlinge
selben V
Winkel i
Ställen
hinaus,
was ma
lasten,
schwunde
— S
schreckl
— J
Frau un
weiß's de
— Un
— U
schen sind
und rech
gen könn
Bengel,
Biel rede
mit seine
geboren.
schiedene
— Kö
bis jetzt
wollen?
— G
Herr, ab
haben, i

worden, kam ein Müllerbursche vorbei. Der hörte einen Hülfesruf. Betroffen blieb er stehen und lauschte. Noch einmal tönte der Ruf, aber schwächer, und dann ward's stille. Etwas Böses ahnend, lief der Bursche gleich nach dem Haus am Moor und fand dort den Thorhüter vor seinem Häuschen an der Sitterpforte. Er sagte dem alten Manne, was er gehört habe, und dieser schrie gleich seinem Weibe zu, sie solle eine Laterne herausbringen, denn drunten im Waldchen müsse es nicht geheuer sein. Die Laterne wurde gebracht, und der Thorhüter und der Müllerbursche gingen schnell mitammen in das Gehölz. Wohl eine halbe Stunde lang suchten sie in der Dunkelheit herum, kamen endlich an den Bach und fanden da den alten Herrn todt, mit einer tiefen Wunde am Hinterkopf. Es muß grauenhaft anzuschauen gewesen sein: die Weine lagen im Wasser und das Haupt mit den gebrochenen Augen im Uferschilf. Das Küchenbeil, mit dem die Wunde geschlagen worden, fand man im nahen Gebüsch versteckt.

— Und das Mädchen? fragte William in großer Aufregung.

— Es schien just, als ob die Erde sie verschlungen hätte, fuhr der Bauersmann fort; selben Abend noch durchsuchte man Alles: jeden Winkel im Waldchen, in den Gebäuden, in den Ställen, im Dorfe und noch meilenweit drüber hinaus, allein es führte zu nichts. Das Einzige was man fand, war der aufgebrochene Geldkasten, das Mädchen aber war und blieb verschunden.

— So steht das Haus nun leer seit jenem schrecklichen Abend?

— Ja, Herr; nur der Thorhüter mit seiner Frau und seinem Sohne sind hineingezogen, weil's der jetzige Eigenthümer also gewollt hat.

— Und was sind das für Leute?

— Alte, wunderliche und mürrische Menschen sind's, Herr, sonst aber ganz unbescholten und rechtschaffen, denen Niemand was nachsagen könnte. Ihr Sohn, ein großer, kräftiger Bengel, arbeitet beim Zimmermann des Dorfes. Viel reden ist auch seine Sache nicht; er hat das mit seinen Eltern gemein und es scheint ihm angeboren. Die Leute haben halt ein stilles, abgeschiedenes Leben geführt dort unten am Moor.

— Könnt Ihr mir sagen, guter Freund, ob bis jetzt noch Niemand das Haus hat miethen wollen?

— Genug Liebhaber sind schon da gewesen, Herr, aber sobald sie von der Geschichte gehört haben, ist ihnen alle Lust vergangen. Gottes

Fluch, das muß wahr sein, ruht auf einem Hause an welchem ungerochenes Blut klebt, und darum sag' ich, das Haus am Moor ist ein böses Haus, und ich möchte nicht darin wohnen, um Alles in der Welt nicht!

Liefes Schweigen trat nun ein. William hatte der Erzählung seines Gefährten mit einem Anflug von Schauer zugehört, den der einsame Weg und die Dunkelheit noch mehr vermehrten. Beide kamen jetzt im Dorfe an und gingen eben an dem Hause vorüber mit dem rothen Dache, in welchem der Landrichter, oder wie man in England sagt, der Sheriff, wohnte.

Einen Augenblick blieb William zögernd stehen, und in seinem Sinn bewegten sich folgende Gedanken: Was hat aber am Ende das Haus verschuldet, wenn eine Frevelthat in ihm oder in seiner Nähe verübt worden? Für vernünftige Menschen kann dieß doch kein Hinderniß sein, es zu miethen und recht glücklich und zufrieden darin zu leben. Wissen wir überhaupt denn, wir, die wir ein Haus beziehen, was die früheren Bewohner in ihm gelitten oder gethan haben? Freilich darf meine liebe Frau nichts von der traurigen Geschichte hier erfahren, wenigstens erst dann, wann wir uns recht wohnlich werden eingerichtet haben. Für einen Mann aber, darf dieß durchaus kein Grund sein; er würde sich ja nur lächerlich machen.

Nach diesem Hin- und Hersinnen, sagte William zu dem Bauersmann:

— Wenn das Haus sonst keinen andern Fehler hat, guter Freund, dann könnte man's doch einmal versuchen, wie sich's drinn wohnen läßt.

— Wie Ihr wollt, Herr, sprach der Bauer, welcher jetzt vor seinem eigenen Hause stand, dem zweiten von der Kirche; haltet Euch nur immer auf diesem Wege, bis Ihr zur Mühle kommt, und nehmt dann den Pfad, der am Bache hinläuft. Er führt Euch gerade zum Haus am Moor. Und nun, gute Nacht, Herr! Gott sei Euer Begleiter!

Der Mann trat in seine Wohnung, und ganz allein setzte der Londoner seinen Weg fort, dem Reiseziel entgegen. Ein eigenthümliches Gefühl beschlich ihn, als er jetzt an dem Gehölz vorüberkam, in welchem der räthselhafte Mord geschehen war. Er blieb stehen. Der Abendwind blies durch die noch blätterlosen Zweige, und mengte sich mit dem Rauschen des Mühlbachs. Die Dunkelheit war vollends hereingebrochen, und düster in seinen Umriffen, mit seinen dicken, altmodischen Mauern und Giebeln stand das Haus am Moor vor William. Sollte er weiter

gehen? Ihn durchzuckte ein leises Bangen und tiefe Sehnsucht nach der stillen, traulichen Stube daheim, in welcher er jetzt seine liebe Gattin und die herzigen Kinder um den Tisch wußte, beim gemüthlichen Lampenschein. Siehe, da blüht aus dem dunkeln Gebäude vor ihm auch ein Licht herauf, das erste Licht in der schweigsamen Abendlandschaft. Dieß ermuthigte wieder den einsamen Wanderer. Was konnte ihm denn im schlimmsten Falle widerfahren? Trug er doch an seiner Seite die Jagdtasche, in der ein schußfertiger Revolver, eine mehrläufige Pistole, lag. Umzukehren, dem Hause so nahe, wäre Keiigkeit gewesen. Er schritt daher getroßt weiter.

Das eiserne Gitterthor war verschlossen und das Pförtnerhäuschen daneben stand leer: der Lichtschimmer war aus dem Innern des großen Hauses gekommen, was William nicht Wunder nahm, denn er hatte ja von dem Bauern gehört, daß, seit dem Tode des alten Herrn, der Thorhüter im Hauptgebäude wohne.

Entschlossen griff er nach dem Glockenzieher; ein alter, rostiger Draht mußte es sein, denn es raffelte lang in der Mauer und durch den Garten, ehe der dumpfe Ton einer Klingel sich hören ließ, schauerlich aus der Entfernung, als käm's aus dem Geisterreich. Das Licht bewegte sich im Hause und ein Fenster ward geöffnet.

— Ist Jemand vor dem Thor? schallte ein heiserer Ruf heraus, und das Fenster schloß sich wieder. William zog abermals an der Glocke. Nun erschien ein Licht vor der Thür, blieb eine Weile stehen und kam dann näher. Es war eine Laterne, die ein alter Mann trug. Ein finsterner, alter Mann, mit ganz grauem Kopfe.

— Wer ist da vor dem Thore? rief er mürrisch.

— Ein Fremder aus der Stadt, war Williams Antwort. Hier ist ein Brief von dem jungen Herrn. Ich möchte das Haus miethen, und bin gekommen, es zu vor in Augenschein zu nehmen.

— Müßt Ihr denn just in der Nacht kommen, um ein Haus zu besichtigen? Härter's besser am Tage thun können! brummte der Alte.

— Ihr wißt ja, daß die Züge von London nicht anders halten, als eben um diese Zeit, sagte William ernst und fest. Und dann erlaubt mir's mein Geschäft nicht, hier tagelang umherzulungern, bis es Euch gefällt. Öffnet also das Thor, zeigt mir das Innere des Hauses und beherbergt mich für diese Nacht. Morgen werde ich mir's noch einmal von Augen ansehen und dann meinen Entschluß fassen. Da, leset den Brief an Euerm jungen Herrn, und macht's kurz!

— Wenn nur mein junger Herr beim Henker wäre! murmelte der Alte, indem er den Brief zerknitterte, welchen ihm William durch das Gitter gereicht hatte. Sodann schob er, immer noch vor sich hin murrnd und fluchend, den eisernen Kiegel zurück, und stöhnend in ihren verrosteten Angeln, als ob sie's widerwillig thäte, öffnete sich die Pforte.

Nicht ohne ein unbehagliches Gefühl folgte William dem alten Manne durch den Garten. Was mag er gegen mich haben, dachte er. Es ist doch noch nicht so spät, daß ich die Leute in ihrer Ruhe gestört haben könnte. Dann erinnerte er sich wieder an das, was ihm der Bauer von der mürrischen Gemüthsart dieser Leute gesagt hatte. Vielleicht ist er auch mißtrauisch gegen mich, überlegte William weiter, oder es ist ihm überhaupt unangenehm, Miethsleute ins Haus zu bekommen, in welchem er jetzt allein Herr und Meister ist. Nun, wir werden ja schon sehen; ich will jetzt meinen Entschluß durchsetzen, sollte auch weiter nichts dabei herauskommen als die Ueberzeugung, daß diese Wohnung nicht so schön und angenehm ist, als die Anzeige in der Zeitung sie andreißt.

Jetzt trat der Alte mit der Laterne voran in die Stube, welche groß und geräumig war und zu ebener Erde. Im Kamin brannte ein helles Feuer und eine alte Frau stand darüber gebeugt, um einen Kessel mit Wasser daran zu setzen. Auf einer Bank an der Wand lag ein stämmiger Bursche, trotzig ausgestreckt; den Kopf mit schwarzem Haar in beide Hände gestemmt. Er machte, als die Thür sich geöffnet, nicht die geringste Bewegung zum Aufstehen, und würdigte den fremden Herrn keines Blicks. Die Alte, mit ihrem Kessel noch beschäftigt, wandte den Kopf um.

— Das ist ein später Besuch, sagte sie, was mag den zu uns führen?

Es war ein seltsames Gesicht, das die alte Frau hatte; eine angeborene Härte des Ausdruckes wurde durch einen gewissen Zug der Wehmuth gemildert. Es trug die Spuren des Alters, aber das Auge hatte noch viel Lebhaftigkeit, und die Haare, welche sich unter der breiten Haube hervordrängten, hatten wohl den Glanz, doch nicht die dunkle Farbe der Jugend verloren.

William bat um Entschuldigung wegen seines späten Kommens, und äußerte den Wunsch, für Geld und gute Worte ein Abendessen und ein Nachtlager zu erhalten, da seine Müdigkeit ihm nicht erlaube, nach Besichtigung des Hauses, wieder zurück ins Dorf zu gehen.

— Etwas zu essen? sagte das Weib, nu ja, wenn Ihr mit Schinken und Eiern vorlieb nehmen wollt. Etwas Anderes haben wir nicht im Hause, und zum Nachtlager kann ich Euch bloß die Schlafkammer und das Bett des alten Herrn anbieten. Ich will's für Euch zurufen, wenn's Euch so recht ist.

Bei diesen Worten konnte William einen leichten Schauer nicht unterdrücken, sagte sich jedoch schnell wieder und sagte:

— Warum sollte mir das nicht recht sein? Ich danke zum Voraus dafür, gute Frau, und bitte Euch, Alles so zu bereiten, wie Ihr's vorhabt, indeß ich mit Euerm Manne mir das Haus beschaue.

Der faul ausgestreckte Bursche warf ihm einen finstern Blick zu, als er sich anschickte, die Stube zu verlassen, und der Alte murzte wieder auf's Neue in den Bart hinein, indem er die Thür öffnete. Das Weib allein schloß William einigß Vertrauen ein. Er ging mit seinem mürrischen Begleiter, die Hausflur entlang, zuerst nach der andern Seite des Gebäudes. Beim Schimmer der Laterne wich langsam die ringsum herrschende Dämmerung, und immer nur konnte man die nächste Stelle unterscheiden. Alles sah düster und verwahrlost aus. Der Alte leuchtete dicht über den Boden hin, damit der Fremde nicht falle, sprach aber kein Wort mehr als nöthig war, um die verschiedenen Zimmer zu bezeichnen, durch welche sie gingen. Traurige Zimmer waren's, mit alten zerrissenen Tapeten und Teppichen, hohen Deckenwölbungen und kalten Kaminen. Eine schwere, dumpfige Luft wehete darin, die einem den Athem beklemmte, denn die Fenster waren schon lange nicht mehr geöffnet worden.

— Vermuthlich, sagte William, werden der Salon, die Fremdenzimmer und die Schlafstuben oben sein?

— 'S ist nicht viel dran zu sehen, schnurrte der Alte, Alles liegt voll von Getreidesäcken, wurmsichigen Stühlen und sonstigem Gerümpel.

— Nu, das müßte schon fortgeschafft werden, meinte William, wenn ich das Haus miethen würde. Wir wollen aber doch einen Gang in das obere Stockwerk machen.

Höchst ungern verstand sich der Alte dazu, dem das Steigen vielleicht schwer fiel. Die altväterische, steinerne Treppe war gleichfalls ausgetreten, ohne Teppiche, wie die Hausflur, hatte aber ein mächtiges Geländer von Holz. Als sie oben waren, öffnete der Führer eine Thür nach der andern.

— Es ist wohl ein geräumiges Haus, das, sagte William, und es ließe sich gewiß auch gut darin wohnen, wenn man nur zuvor recht ausgehen und überhaupt keine Mühe sich wollte verdrießen lassen. Bierzehn Tage lang müßten all' diese Gemächer, große und kleine, offen stehen, damit frische Luft durchzöge und die ganz schrecklich dumpfige vertriebe.

— So, so, meint Ihr? fragte der Alte trocken.

— Ja, das ist meine Meinung, antwortete William ernst. Aber, laßt doch sehen, was habt Ihr hinter dieser Thüre hier?

Sie standen nämlich vor einer kleinen, hölzernen Thür, die so in der Wand saß, daß man sie kaum sah. Nur zufällig, indem der Laternenstrahl flüchtig beim Umwenden darüber hinglitt, hatte William sie erblickt. Mergelich sagte der Alte:

— Müßt Ihr denn jedes Loch sehen? das ist gar kein Zimmer, sondern nur eine alte Kumpelkammer, zu welcher der Schlüssel verloren gegangen.

— Nun, guter Freund, seid nicht gleich so böse! beharrigte William. Es liegt mir eben nichts dran, ob ich diese Kumpelkammer sehe oder nicht. Wir wollen jetzt wieder hinunter gehen. Schönen Dank für die Begleitung.

Die alte Frau hatte schon eine Ecke des Tisches für den fremden Herrn gedeckt. Der große, struppige Schlingel lag noch auf der Bank, und war eingeschlafen. William setzte sich zum Essen an den Tisch, legte aber die Reisetasche, in der die geladene Pistole sich befand, nicht ab. Nach der Mahlzeit, die ihm köstlich gemundet, dankte er der Alten für die gute Zubereitung, setzte sich noch an's Kamin, nahm seine kleine Maserpfeife und den Tabakbeutel aus der Tasche und bot ihn auch dem Alten an. Dieser schien jetzt etwas leutseliger zu werden, nahm sich etwas Tabak und Beide rauchten. So verstrich eine halbe Stunde. Unterdessen erwachte der Bursche, streckte und dehnte sich und ging dann zu Bette. Nach einer Weile sagten die alten Leute, man halte hier auf dem Lande an's frühe Schlafengehen, ob drum der fremde Herr nichts dagegen habe, wenn man ihm sein Gemach anweise? William verlangte nicht besser, denn auch er war müde von der Reise. Das Weib zündete ein Talglicht an und ging voraus, wieder die Treppe hinauf und an dem Verschlag vorbei, den ihr Mann vorhin nicht öffnen wollte, bei den großen, öden Zimmern vorüber mit dem Gerümpel und der modrigen Luft darin, und so kamen sie endlich in die Schlafstube. Diese war auch nicht sehr

behalglich anzuschauen. Es befand sich Nichts darin, als wackeliges Geräthe, ein altmodischer Spiegel mit gläserne, ehemals versilbertem Rahmen, ein Bett mit vier hohen Pfosten und einem verschoffenen Seidenhimmel darüber, ganz zerfehrt. Auch waren so viele Winkel und Ecken und holzner Verschläge in dem Zimmer, daß William sich ba drüber verwunderte.

Die Frau stellte das Lalglicht auf einen dreibeinigen Tisch. „Dieses ist, sagte sie, das Schlafzimmer des seligen.“ Das Wort wollte nicht heraus, aber sie fing nochmals an: „des seligen alten Herrn. Ich wunsche Euch eine gute Nacht!“ Sie entfernte sich, langsam verhallten ihre Tritte auf der weiten, steinernen Flur und der Treppe; dann ward es still und William sah sich mutterseelenallein.

Worrest riß er das Fenster auf, um die dumpfige Moderluft zu vertreiben. Frisch strömte der Nachtwind herein und jagte die Flamme des Lichtdochtes hin und her. Welch eine schöne Nacht war's! Das Gewölk hatte sich verzogen, und der Mond schimmerte so hell, daß man das Funkeln der Sterne neben ihm kaum gewahrte. William lehnte sich weit aus dem Fenster, um die frische Frühlingsluft desto besser einzuathmen. Fern aus dem Dorfe klang die neunte Stunde. Obgleich er gar selten so frühe sich zu Bette legte, hielt er doch für gut es heute zu thun. Er trat vom Fenster zurück. Der Docht des Lichtes, ganz verfohlt, bog sich um und zog eine tiefe Furche durch das Unschlitt. Keine Lichtscheere war zu finden, und er mußte mit seinem Messer und dem am Kamin liegenden Hacken den Docht abschneiden. Es wurde ihm wehmüthig um's Herz und sehndend gedachte er seiner Lieben daheim. „Ach, wäre ich doch erst wieder bei Weib und Kindern! seufzte er, mir ist, als ob eine ganze Ewigkeit schon zwischen uns läge!“

Jetzt nahm er das Auskleiden vor, rückte einen Stuhl vor das Bett und legte die Pistole darauf, nachdem er sie nochmals sorgfältig geprüft. Als er die Thür verschließen wollte, fand er zu seinem Schrecken, daß der Schlüssel fehlte. Ein Riegel war freilich da, doch so verrostet, daß er, trotz aller Anstrengung, sich nicht schieben ließ. Auch hatten die Fenster keine Vorhänge, und der Mond schien so groß und voll herein, daß er sich ordentlich davor fürchtete. Da war jedoch nichts zu ändern, denn die Leute drunten hatten sich schon längst schlafen gelegt, und William würde auch gar nicht gewagt haben, sie um Etwas zu bitten, was den Anschein von Mißtrauen gehabt hätte. Mit dem kurzen, herzlichen Gebet:

„Allmächtiger Gott, behüte und bewahre mich mein liebes Weib und meine lieben Kinder!“ legte er sich nieder und löschte das Licht aus.

Müde wie er war, schlief William bald ein. Aber sein Schlaf war doch nicht ruhig. Seltsame Traumbilder neckten ihn fortwährend, so daß er ganz in Fieberschwei geriet, wozu die schwere Bettdecke auch viel beitrug. Zulezt träumte ihm, er sei aufgewacht. Ja, dieß mußte nur ein Traum sein, denn, siehe da!... vor ihm stand, ganz vom Mondlicht umflossen, eine Frauengestalt mit aufgelösten Haaren und bleichem, kummervollem Antlitz. Ihr schauderte durch und durch; er wollte laut aufschreien. Die Gestalt aber legte den Finger an den Mund. Geisterhaft stand sie da, in der Heiligkeit des Mondes, in der Stille der Nacht, in der Einsamkeit des Gemachs. (Siehe die Abbildung.)

— Bin ich im Traum oder wache ich! rief William mit geprefter Stimme.

— Ihr wacht, sagte die Gestalt. Aber, um Gotteswillen, sprecht leise — leise — dämpft Eure Stimme — sonst seid Ihr verloren! —

William sah nun wohl, daß er nicht mehr träume. Wer war aber die Gestalt? War sie wirklich, was sie schien in ihrer mondlichtumflossenen Durchsichtigkeit... ein Geist?

Nicht ganz frei von Bangigkeit und Furcht erhob er sich auf seinem Lager und starrte sie an mit fragenden Augen, die deutlich seinen Gemüthszustand verriethen.

— Seid ohne Furcht, Herr! flusterte das geistige, räthselhafte Wesen, näher herantretend, ich bin zu Euch gekommen, um Schutz und Gnade zu ersuchen. Doch stille, stille! Wenn uns die Leute im Hause hörten...

William bemerkte, wie das bleiche, abgemagerte Gesicht bei diesem Gedanken krampfhaft zitterte. Jetzt setzte sich die Gestalt neben seinem Bette nieder.

— Meine Geschichte, begann sie mit leiser Stimme, die nur zu Williams lauschendem Ohr dringen konnte, ist eine Geschichte des Unheils, des Blutes und Geheimnisses. Hört sie an, Herr, und sagt dann, ob Ihr mir helfen könnet und woller. Ihr habt gewiß von dem alten Herrn gehört, der ermordet worden. Man hält mich für die Mörderin. So wahr Gott lebt, ich bin unschuldig! Ich kenne die Mörder, denn ich habe die blutige That mitangesehen. Der Sohn des Thorhüters hat ihn mit einem Beile erschlagen. Als er stürzte und um Hilfe rufen wollte, hat ihm der Thorhüter den Mund zugehalten. Aber ich schrie laut auf, denn ich hatte den alten Herrn

te und bemohre nicht
 eine lieben Kinder
 die das Licht aus-
 f William bald ein
 nicht ruhig. Selbst
 vorwiegend, so de-
 gerieth, wozu
 el betrug. Zule-
 ht. Ja, dieß muß
 liehe da... vor ih-
 umstößen, ei-
 Haaren und blö-
 z. Zu schanden
 at aufschreien. D
 n den Wand. G
 elligkeit des Ma-
 n der Einsamk
 dung.)
 er mochte ich! ni

 estalt. Aber, in
 leise — dämpf-
 verloren! —
 er nicht mehr
 stalt? War sie
 mondlichtum
 Geist?
 gkeit und Furch
 und starrte sie an
 ich seinen Ge-

 flüßerte das ge-
 er berantretend,
 um Schlag und
 Hille! Wenn mi

 bleiche, abgem-
 nten trambst
 alt neben seinem

 en sie mit leiser
 auschendem Ge-
 te des Arbeitst
 der sie an, Herr
 sen sinnet und
 m alten Herrn
 hält mich für
 t, ich bin un-
 denn ich habe
 Der Sohn des
 ile erschlagen,
 n wollte, hat
 erhalten. Aber
 n alten Herrn



War's ein Traum oder nicht?

ins Gehölz begleitet. Als die Dämmerung kam, wollte ich zurück ins Haus, um das Abendessen zu bereiten, und betrat den Hauptpfad. Da sah ich zur Seite den Thorhüter und seinen Sohn daherschleichen; ich aber wurde nicht von ihnen bemerkt. Eine bange Ahnung durchlief mich, und zögernd blieb ich stehen. Allein die gräßliche That ward so rasch verübt, daß ich sie nicht hindern konnte, denn als ich um Hülfe rief, da war's schon zu spät. Sobald die Mörder mich entdeckt, sprangen sie schnell auf mich zu und verstopften mir den Mund. Dann wollte der Junge mich auch morden, damit ich nichts verrathen könnte. Aber die herbeigekommene Mutter stellte sich zwischen uns. Wenn sie mich auch erschlugen, sagte sie, so ginge sie gleich von hier zum Landrichter, um Alles anzuzeigen. Als sie vor Jahren an einer tödtlichen Krankheit darniederlag, da hatte ich sie wochenlang gepflegt, und das vergaß sie mir nicht. Ich wurde nun zurück ins Haus geschleppt und in die Kammer gesperrt, in der ich schon sechs lange Monden schmachte, ohne Aussicht auf Erlösung und immer den Tod vor Augen, sobald die Mörder den Widerstand meiner Retterin werden gebrochen haben. Da hörte ich diesen Abend, zu ungewohnter Zeit, den Klang der Thorhügel. Ein Strahl der Hoffnung blinkte mir und ich ward aufmerksam. Ich vernahm fremde Schritte durch das Haus, und zuletzt noch ein kurzes Gespräch vor der Thüre meines Kerkers. Die fremde Stimme flößte mir Vertrauen ein. Auf's Neue herrschte wieder Stille; doch nach einiger Zeit ertönten abermals Schritte die Treppe herauf und zum Schlafgemach meines unvergeßlichen Wohlthäters. Der Gedanke, heut oder niemals, durchzuckte mich, denn ich begriff wohl, daß man auch mich morden mußte, bevor fremde Leute das Haus beziehen. Verzweiflung gab mir Kraft und Muth; mit einem alten Schlüssel, den ich früher schon in einer Ecke der Kumpelkammer gefunden, gelang es mir, die Thüre zu öffnen, und so bin ich denn zu Euch gekommen, lieber Herr, um zu fragen, ob Ihr mich retten, mir Befreiung und Gerechtigkeit verschaffen wollt?

— Bei Gott dem Allmächtigen, das ist mein fester Wille! rief William, und Er wird uns beistehen!

— Leiser, Herr, leiser! bat das Mädchen. Wenn man das schwächste Geräusch drunten hört, so bin ich verloren!

— Du hast jetzt nichts mehr zu fürchten, armes Kind, sprach William beruhigend. Ich

beschütze dich! Sieh, hier liegt meine Waffe schußfertig. Von diesem Augenblick an sollst du frei sein!

— Das ist unmöglich, entgegnete das Mädchen. Ihr kennt die Leute nicht; sie würden eher Euch und mich erschlagen, als daß sie uns entfliehen ließen, denn es handelt für sie um Leben oder Tod. Ich habe mir einen Plan ausgedacht: Gleich kehre ich wieder in meinen Kerker zurück, und morgen früh stellt Ihr Euch, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre. Die drunten dürfen nicht das mindeste Mißtrauen haben, sonst gelingt unser Plan nicht. Dann aber geht Ihr gleich zu dem Richter im Dorfe, zeigt das Verbrechen an, kommt mit ihm und den Gerichtsdienern zurück und befreiet mich.

— Schon der Gedanke, dich allein wieder gehen zu lassen, ist mir schrecklich! sagte William; was haben wir zu befürchten? Meine Wistole trifft gut.

— Um Gotteswillen, folgt meinem Rathe! flehete das Mädchen. Lieber will ich selber sterben, als Euer Leben in Gefahr setzen!

— Nun denn, weil du nicht anders willst, so füge ich mich, meinte William, aber ich thu's höchst ungern.

— Auf glückliches Wiedersehen! flüsterte das Mädchen, reichte William die abgemagerte Hand und ging, lautlos, wie sie gekommen, verschwand sie wieder. Kein Tritt, kein noch so leiser Schall von draußen war vernehmbar. Alles war wie ein Traum, der leise kommt und leise geht.

Schon fing der Mond an vor dem nahenden Morgen zu erbleichen, als William, ganz abgemattet, noch einmal einschlief. Als er erwachte, da war's lichter Tag. Er rieb sich die Augen, fuhr mit der Hand über die brennende Stirne. Hatte er das Erscheinen der räthelhaften Gestalt geträumt? War All's Wirklichkeit, was er gesehen und gehört? Nach langem Hin- und Hersinnen, nachdem er sich jedes Wort ins Gedächtniß zurückgerufen, sagte er endlich: „Nein, es kann kein bloßer Traum gewesen sein! Frisch an's Werk!“

Nach zog er seine Kleider an, verließ das Zimmer, ging an den Gemächern, die er des Abends gesehen, vorüber, kam an die Thüre welche das Geheimniß verbarg — sie war fest verschlossen, wie gestern — stieg die Treppe hinauf und trat in des Thorhüters Stube, wo die alte Frau mit dem Frühstück beschäftigt war. Ihr Sohn, sagte sie, müßte zeitig fort an die Arbeit, und sie selber wolle dann gleich nach dem Dorfe, um Einkäufe zu besorgen.

William sagte, er wolle noch warten mit seinem Frühstück, und sich, da der Bahnzug erst gegen Mittag abgehe, zuvor noch die Außenseite des Gebäudes, den Garten und das Gehölz ansehen. Der Alte warf ihm einen großen, bösen Blick voll Mißtrauen zu, und brummte: „Thut, was Ihr wollt!“

William ging durch den Garten, zuerst ganz langsam, um keinen Argwohn zu wecken. Sobald er aber die hohe Mauer hinter sich hatte, verdoppelte er seine Schritte. Dann eilte er, den Bach entlang, auf dem Pfade fort nach dem Dorfe, also daß er ganz in Schweiß gerieth. Er trat in das Haus des Landrichters, welches ihm der Bauer gestern Abend gezeigt hatte. Der Sheriff, eben erst aufgestanden, wußte gar nicht was er aus dem fremden Manne machen sollte, und da er merkte, wie aufgeregt derselbe sei und wie er schwankte zwischen fester Überzeugung und Zweifel, so schenkte er seinen wunderlichen Worten gar wenig Glauben.

— Bedenket wohl, Herr, ermahnte er, was Ihr im Begriff seid zu thun. Eine Familie von unbescholtenem Rufe klagt Ihr des gräßlichsten Verbrechens an, und habt doch keinen sichern Beweis!

— Ich weiß, was ich thue, Herr Sheriff, sagte William gefaßt, und ich nehme die ganze und volle Verantwortlichkeit auf mich.

— Nun gut, erwiderte der Richter, ich werde Eurer Aufforderung Folge leisten, den Gesetzen nach, Geschehe was da wolle!

Ungeklärt beorderte er zwei Gerichtsdiener, Constabler sagen die Engländer, mit geladenen Büchsen bewaffnet, und alle Viere betreten zusammen den Weg nach dem Hause am Moor.

Sie gelangten an das verschlossene Gitterthor, und die Glocke ward angezogen. Der alte Mann erschien, um zu öffnen. Nicht die geringste Spur von Angst, ja nicht einmal von Ueberraschung, war in seinem harten Gesichte wahrzunehmen. Dem armen William fuhr's wie ein Schlag durch die Glieder, als er des Alten Gleichgültigkeit sah.

— Wo ist Eure Frau? fragte der Richter, nachdem Alle eingetreten.

— Im Dorfe, Herr, antwortete der Mann ganz gelassen.

— Und Euer Sohn?

— Auf dem Zimmerplatz, Herr, war die Antwort in selbem Tone.

— Dieser Herr hier, begann der Richter wieder, klagt Euch eines gar schlimmen Verbrechens an.

— So! — Das war die ganze, sehr ruhige Antwort des Alten.

— Seid Ihr Euch, fuhr der Richter fort, keiner bösen That bewußt, deren Eingeständniß die schlimmen Folgen derselben für Euch mildern könnte?

— Keiner, Herr, versetzte der Gefragte, ohne nur mit den Augen zu zucken.

— So führet uns, sagte der Sheriff zu William, an die Thüre, hinter welcher, nach Eurer Angabe, das Mädchen gefangen sitzen soll — das Mädchen, die Zeugin eines Mordes — fügte er mit einem forschenden Seitenblick auf den Thorhüter hinzu, auf den jedoch Wort und Blick nicht den geringsten Eindruck machten.

— Habt Ihr heute den Schlüssel wieder gefunden? fragte William.

— Bis jetzt nicht, aber ich kann ihn noch weiter suchen, meinte der Alte völlig gleichgültig.

Drauf gingen Alle mitsammen in die große Stube im Bodengeschoss; auch des Landrichters Hund, der seinem Herrn gefolgt, lief mit. Nach langem Suchen in einer Schublade, während dessen Williams Herz zum Zerspringen klopfte, fand der Alte den Schlüssel. Nun ging's die Treppe hinauf. Der Thorhüter steckte den Schlüssel in das Schloß der von William bezeichneten Thür; sie that sich auf, allein die Kammer war... leer. Nur altes Gerümpel lag darin, wie der Mann am vorigen Abend gesagt, doch kein Mädchen war zu sehen.

Ganz niedergeschmettert stand der arme William da. Nur ein Traum war's also gewesen, und die furchtbare Verantwortlichkeit, Unschuldige des Mordes angeklagt zu haben, lastete auf ihm!

An Leib und Seele gebrochen schwankte der Unglückliche die Treppe hinab und in des Thorhüters Stube. Fast besinnungslos sank er auf einen Stuhl nieder.

— So hat sich das Blatt denn gewandt, sagte der Richter in ernstem Tone, und nach der Strenge des Gesetzes sielet Ihr nun dem Arme der Gerechtigkeit anheim...

Langsam erhob sich der Unglückliche. In seiner ungeheuern Aufregung und fieberhaften Reizbarkeit der Sinne kam's ihm vor, als ob er ein leises, fast ersticktes Wimmern vernommen. Aber er getraute sich nicht, davon zu reden. Auch wußte er nicht, woher das Wimmern gekommen sein mochte. Er hatte allen Glauben an sich selber verloren. Da bemerkte er plötzlich, wie des Landrichters Hund beständig an einem kleinen Wandschrank herumgehe, der rechts vom

Ramin war, und wie er auf einmal anfang, an den Ritzen und Fugen desselben herum zu schnuppern.

Nun kam die Verzweiflung über ihn, dieselbe Verzweiflung, von welcher in nächtlicher Stille das Mädchen gesagt hatte, sie habe ihr Kraft und Muth gegeben.

— Ich habe so weit meinen ehrlichen Namen auf's Spiel gesetzt, sagte er mit schwacher Stimme, daß meine Schuld kaum vermehrt werden kann, wenn ich weiter gehe. Ich wünsche daher, daß jener Wandschrank dort geöffnet werde.

Da ward der Thorhüter bleich. Zum erstemal konnte man eine Veränderung in seinem Gesichte wahrnehmen.

— Wenn Ihr's wünscht, soll's geschehen, sagte der Richter achselzuckend; allein ich sehe den Nutzen davon nicht ein.

— Erlaubt es nicht, Herr! bat der Alte mit bewegter Stimme; gestattet nicht, daß ein Haus, in dem ich immer unbescholten gelebt habe, noch weiter beschimpft und verunehrt werde!

— Dieß geht den fremden Herrn an, bemerkte der Richter. Ich kann dazu weder Ja noch Nein sagen. Es ist seine Sache.

— Und ich verlange auf's Bestimmteste, rief William, der jetzt seine ganze Besinnung wieder gewonnen hatte, daß der Schrank alsogleich geöffnet werde!

— Ich leid' es durchaus nicht! kreischte der Thorhüter voll Wuth und Bosheit, ich brauch's nicht zu leiden, daß meine Schränke gewaltsam erbrochen werden!

— Schafft mir den alten Bösewicht fort! rief William mit voller, befehlender Stimme den Constablern zu. Fort mit ihm, und öffnet den Schrank!

— Dann bin ich ein verlorener Mann! jammerte der Alte, und schwanke dem Fenster zu, gleich als wollte er nicht sehen, was der nächste Augenblick enthüllen mußte.

Und er war in der That ein verlorener Mann! In dem Wandschrank, zusammengedrückt, leichenähnlich, aber noch athmend, obgleich schon dem Ersticken nahe, fand man das unglückliche Mädchen. Langsam kam sie wieder ins volle Leben zurück. Ihr erster Blick, ihr erstes Wort galt dem fremden Herrn, der sie gerettet hatte unter so entsetzlichen Qualen und Aengsten. Ihr zweites Wort war, daß der Thorhüter, sobald seine Frau, die endlich eingesehen, daß des Mädchens Tod nothwendig sei, bei der Greuelthat aber nicht habe zugegen sein wollen, das Haus

verlassen, und der Sohn, um keinen Verdacht zu wecken, zur Arbeit gegangen sei, zu ihr hinaufgekommen, um sie hinunter zu führen und zu erdroffeln. Es hat, erzählte die Befreite, zwischen ihnen Weiden einen heftigen Kampf gegeben, in welchem sie gewiß auch unterlegen wäre, hätte nicht plötzlich die Glocke laut und scharf sich hören lassen. Da habe, in höchster Eile, ihr Bürger sie in den Wandschrank geschleift und die Thür verschlossen. Was weiter geschehen, ist uns schon bekannt. —

Dieses ist die einfache und wahre Geschichte des Hauses am Moor. Gegen die darin wohnenden drei Verbrecher, hatte die Gerechtigkeit ihren vollen Lauf, und der Galgen ward ihr wohlverdienter Lohn.

William miethete das Landgut, diesen Schauplatz so schrecklicher Thaten und Erinnerungen, natürlich nicht; alle Lust dazu war ihm vergangen; aber er nahm das verlassene, einsam stehende Mädchen, das ihm ihr Leben verdankte, mit sich nach London, woselbst sie seiner Gattin eine treue, ergebene Dienerin, und seinen Kindern eine liebevolle Pflegerin geworden, „treu bis zum Tode!“ hat sie gesagt. —

Also lauter die Antwort auf den fragenden Titel der gelesenen Geschichte: Nein, es war kein Traum!

Der faulste Knecht.

Ein Bauer ging hinaus, um nach seinen Knechten zu sehen, die er ins Grassmähen geschickt hatte. Er fand sie unter einem Baume im traulich-kühlen Schatten liegen, und obgleich sie ihn kommen sahen, dachte doch Keiner an's Aufstehen. Stillschweigend betrachtete er sie eine Weile, dann sagte er lachend: „Ihr Tagdiebe, ihr! jetzt möcht' ich doch auch einmal wissen, wer der Faulste ist unter euch Bieren; der sollte gleich einen Gulden haben!“ Mit diesen Worten zog der gutgelaunte Bauer ein Guldenstück aus dem Beutel und hielt's hoch empor. Drei der Knechte sprangen sogleich auf, und Jeder schrie aus vollem Halse: „Ich, Bauer, ich bin der Faulste!“ Der Vierte aber blieb liegen und streckte sich gähmend. „Dem da gehört offenbar der Preis,“ sagte der Meister und hielt ihm den Gulden dar. „Seid jetzt auch noch so gut, Herr, und steckt mir das Geld in die Tasche, bat ganz ruhig und gelassen der Faulpelz, denn ich liege eben so bequem!“

Ein betrag
Kinder am
gehören
Ich bin
ihm die Zeit
sich einen
Wichtig begl
Ihren Lieben
verkehre gar
reden Mann
schaffen in m
„Wach ich
nehmen Gesel
und es dar
wenn ich red
famlichen C

Zeigt die

Stamm	Zeiten
1	12
6	12
11	12
16	12
21	12
26	12
31	12

Stamm

Reyolen
in Berlin
vermählt
Gegen
1826, 8
Reyolen
teen zu
Herrn
Johann
Gottlieb
aus die
Reyolen
zu Bar
Reyolen
zu Bar
Marie
gebore
Springer